1,90 DM / Banc 643

Schweiz Fr 1,90 / Österr S 15,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Das fliegende Grauen

John Sinclair Nr. 643

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 30.10.1990

Titelbild von Nicolai Lutohin

Sinclair Crew

Das fliegende Grauen

Nie zuvor hatte es menschliches Gefühl bei einem Blutsauger gegeben. So auch jetzt nicht, denn der Vampir war wie ein Schatten in den Raum getaucht und stand neben den klumpigen Überresten dessen, was einmal ein Wiedergänger gewesen war.

Eine Frau, eine weibliche Bestie, jetzt nur noch ein Klumpen, gekillt durch eine Peitsche.

Der Vampir lächelte kalt, gefühllos. Seine Augen glühten, das schwarze Haar lag flach auf seiner Stirn. In der Tasche spürte er das Gewicht des Blutsteins. Er umklammerte den Stein mit der rechten Hand und labte sich an dem Kraftstrom, der durch seinen blutleeren Körper glitt. Auf seiner Stirn jedoch glühte das dort eingravierte Zeichen ebenfalls dunkelrot auf.

Es war ein D! Das D für Dracula.

Und derjenige, der in dem Zimmer stand, trug das Zeichen zu Recht.

Er war Will Mallmann, Dracula II.

Und das grausame Spiel lief haargenau nach seinen Regeln weiter…

Ich hatte es geahnt. Es musste einfach etwas passieren. Begonnen hatte es mit der verdammten Reifenpanne. Es war uns nichts anderes übrig geblieben, als den Reifen zu wechseln, und das unter der glühenden Sonne Marokkos.

Suko, Donati, unser Verbindungsmann, und ich hatten es nach einer knappen halben Stunde geschafft. Mit dem neuen Reifen fuhren wir weiter, einem Ziel entgegen, das ich nicht kannte, das allerdings ein Paradies in dieser Wüste hoch oben im Atlas-Gebirge sein sollte.

Ein Paradies oder eine Hölle?

Diese Frage stellte sich uns. Für die beiden Frauen, die wir unbedingt finden wollten, konnte es nur die Hölle sein, denn Glenda Perkins und Jane Collins waren aus London entführt und in diesen unwegsamen Teil des Atlas-Gebirges geschafft worden. Davon jedenfalls gingen wir aus, denn einen endgültigen Beweis hatten wir noch nicht. Den wollten wir uns holen, und Eric Donati führte uns.

Okay, die Reifenpanne lag hinter uns, wir konnten fahren, bis das komische Stottern des Motors begann.

»Was ist?«, rief ich Donati zu.

Er drehte sich um und ich sah sein verschwitztes, mit feinstem Sand gepudertes Gesicht.

»Was soll schon sein?«, rief er wie ein schicksalsgläubiger Orientale zurück. »Wahrscheinlich ist der Sprit alle.«

»Ach ja?«

»Sicher.«

»Und nun?«

»Bleiben wir stehen.«

Aus dem Fond hörten wir eine Bemerkung, die sich mehr wie ein Fluch anhörte. Verständlich, dass auch mein Freund Suko sauer war. Als ich den Kopf wieder drehte, erschien seine Hand in meinem Blickfeld. »Hat dieser europäische Wüstensohn gelogen?«

»Ich glaube nicht.«

In diesem Augenblick blieb der Wagen stehen. Donati nahm die Hände vom schweißklebrigen Lenkrad, riss die Arme halbhoch und rief laut in die Gluthölle hinein: »Finito!«

Er erhielt weder von mir noch von Suko eine Antwort. Wir schwiegen, ich vorn, der Inspektor im Fond. Dann wischte ich mir den Schweiß von der Stirn. Nicht einmal grinsen konnte ich.

Donati zündete sich gelassen eine Zigarre an. Wie er bei dieser Hitze noch qualmen konnte, war mir rätselhaft.

Als ich den Qualm einatmete, musste ich husten. Donati störte es nicht.

»Sollen wir zu Fuß weiter?«

Der dunkelhaarige Donati grinste schief. Er gab keinen Kommentar, öffnete die Tür und stieg aus.

»Ich gehe auch«, sagte Suko.

Da ich nicht allein im Jeep hocken bleiben wollte, verließ ich das Fahrzeug ebenfalls.

Donati hatte eine Kühlbox hervorgeholt und hielt sie hoch. »Die ist gut. Das Wasser bleibt selbst bei diesen Temperaturen kalt.«

»Benzin wäre mir in diesem Augenblick lieber. Leider läuft der Wagen nicht mit Wasser.«

»Keine Aufregung. Das bringt im normalen Leben nichts, in der Wüste erst recht nichts.« Donati holte zwei Büchsen mit Wasser hervor. Außen beschlugen sie sofort.

Es war ein stilles Wasser, eines mit wenig Kohlensäure, und es zischte kaum, als wir die Laschen aufrissen. Wenigstens da hatte Donati nicht gelogen. Die Kühle tat uns gut, wir leerten die Dosen, knüllten sie zusammen und legten sie wieder in den Wagen.

Ich drehte den beiden anderen den Rücken zu, ging ein paar Schritte und schaute nach vorn.

Wir waren nicht in der Unendlichkeit gefangen, obgleich ich den Eindruck haben konnte, denn diese breite Schlucht zog sich hin, als wollte sie den Horizont erreichen.

Die Sonne hatte diese Gegend ausgeglüht. Nachts war es dagegen empfindlich kalt. Diese Temperatursprünge nagten am Gestein.

Es gab sichtbar kein Wasser, kein Gras, keinen Baum, keinen Strauch, nicht einmal einen Halm.

Nur Sand und Steine.

In der Ferne flimmerten die Bergspitzen. Hellblau schimmerndes Licht umspielte sie und zeichnete sie nach. Die hohen Kanten, die Sättel, die Felstürme, die sich manchmal wie drohende Fäuste in den strahlend hellen Himmel reckten.

Donati kam zu mir. »Lange wird die Sonne nicht mehr so bleiben«, erklärte er.

»Und dann?«

»Wird es kalt.«

»Davon habe ich gehört.«

»Ja, Sinclair, Sie müssen sich warm anziehen, sonst frieren Sie sich hier den Arsch ab.« Er paffte wieder einige Wolken und lachte.

Ich hob die Augenbrauen. »Da Ihrer noch vorhanden ist, brauche ich mir um meinen wohl keine Sorgen zu machen - oder?«

»Das kann sein. Wir sollten uns trotzdem beeilen.«

»Mit dem Marschieren?«

»Nein, mit dem Fahren. Oder haben Sie die Reservekanister vergessen?« Als er mein ziemlich dummes Gesicht sah, grinste er mich breit an. »Ausgepackt haben Sie doch nichts - oder?«

»Nein.«

»Okay, dann können wir umfüllen.«

»Wie schön.« Ich ließ ihn stehen. »Hast du das gehört, Suko? Wir kommen noch weiter.«

»Ja, er sagte es mir.«

Donati kam paffend näher und kratzte sich mit der rechten Hand über den Rücken. »Allerdings nicht mehr die gesamte Strecke zurück, wie ich meine.«

»Wie nett. Sollen wir dann fliegen?« Ich bewegte meine Arme auf und nieder.

»Ja, der Sultan besitzt einen Hubschrauber, den können Sie kapern. Abdul Hamid ist ein Sicherheitsfanatiker.«

»Und wie weit werden Sie uns noch begleiten, Donati?«

»Nicht bis ins Zentrum. Ich bleibe zurück und schlage mich schon durch. Das ist alles im Preis inbegriffen.«

Wie viel er bekommen hatte, wussten wir nicht. Donati gehörte zu den Leuten, die ihre Dienste den Geheimdiensten anboten. Momentan arbeitete er für den englischen, es machte ihm auch nichts aus, für andere einen Job anzunehmen, das richtete sich bei ihm nach der Höhe der Bezahlung und war keine Sache der Moral.

Unser Geheimdienst hatte zahlen müssen, denn wir hatten bei diesen Typen noch etwas gut.

Wenig später füllten wir auf. Donati rauchte dabei weiter, was unverantwortlich war. Ich hätte ihm den Lungentorpedo am liebsten aus dem Mund gerissen.

Zwei Kanister gluckerten leer. Erst dann war unser Fahrer und Führer zufrieden. Er warf noch einen etwas längeren Blick in den Himmel, wobei er zufrieden nickte.

»Ist was?«

»Nein, Sinclair - oder ja. Wir haben eine gute Zeit erwischt, denn vor der Dunkelheit sind wir noch da.«

»Das will ich auch hoffen.«

Eine Straße oder Piste durch die Schlucht gab es nicht, brauchte unser Jeep auch nicht.

Die Sonne war mittlerweile weiter gesunken und hatte sich auch farblich verändert. Plötzlich stand sie über dem Horizont.

Aber sie hatte noch eine ungewöhnliche Kraft und strahlte jetzt schräg in diese breite Schlucht hinein. Ich hätte nicht gedacht, dass ich so schwitzen konnte.

Die Strahlen veränderten auch die Farben der Felsen. Im Grundton blieben sie hell und grau, darüber aber legte sich ein goldroter Schein, der dem Gestein einen messingfarbenen Glanz gab.

Donati nickte sich selbst zu. Das Lenkrad musste er mit beiden Händen halten, um den Wagen nicht zu verreißen. »Jetzt wird es schön«, sagte er. »Da können Sie sehen, wie sehr sich dieses Land unter der Sonne verändert. Es reagiert wie ein Chamäleon.«

»Lieben Sie diese Welt?«, fragte ich.
»Manchmal ja.«
»Dann leben Sie in Marokko?«
»Stimmt. Mal in Rabat, mal in Marrakesch. Ich habe einen guten Draht zur Regierung, man kennt mich.«
Ich musste lachen. »Ist der König Ihnen auch einen Gefallen schuldig?«, wollte ich wissen.
»So manchen.«
»Hatte ich mir gedacht.«
»Ja, Sinclair«, dehnte er. »Man muss rumkommen im Leben. Es ist wie ein Meer, mal oben, mal unten.«
»Wem sagen Sie das!« Auch für mich lief das Leben nicht monoton ab. Manchmal war ich oben, dann wieder unten. Siege und Niederlagen hielten sich die Waage. Bei diesem Fall hatte ich mehr den Eindruck, dass er uns in Richtung Niederlage führen würde.
Wer hinter der Entführung steckte, das wussten wir. Ein Sultan, der sich in einem autonomen Gebiet ein Paradies aufgebaut hatte. Eine Oase, versehen mit allem Luxus, einem großen Harem, in dem Glenda und Jane die nächsten Jahre verbringen sollten.
Sogar in London hatte der Sultan Helfer gehabt. Durch sie waren wir ihm auf die Spur gekommen.
Begonnen hatte es für die Frauen in einer Bauchtanzschule, in die sie gelockt worden waren. Von dort waren sie entführt worden und sollten sich nun im Harem des Sultans befinden. Aus seiner Sicht war es verständlich, sich diese beiden sehr hübschen Frauen auszusuchen, aber davon gab es viele auf der Welt. Mir wollte einfach nicht in den Kopf, dass die Wahl ausgerechnet auf Jane Collins und Glenda Perkins gefallen war. Meiner Ansicht nach musste mehr dahinter stecken. Oder noch jemand anderer, der sich an den Frauen und natürlich an uns rächen wollte.
Und davon gab es zahlreiche schwarzmagische Wesen, wobei ich den Teufel an die erste Stelle setzte.
»Worüber denken Sie nach, Sinclair?«
»Über den Teufel.«
Donati war zunächst sprachlos, dann lachte er, aber nicht sehr fröhlich oder freundlich. »Glauben Sie an den Teufel?«
»Sicher.«
»Ich auch.«
»Nur so?«, fragte ich. »Weil es die anderen sagen? Oder haben Sie Erfahrungen gemacht?«
Donati hob die Schultern. »Wenn wir ehrlich gegen uns selbst sind, ist der Teufel doch überall.« Er verzog den Mund und sprach durch den rechten Winkel. »Selbst hier. Schauen Sie sich in dieser gottverfluchten Einöde doch um! Sieht die nicht aus wie vom Satan

erschaffen? Ein Vorhof der Hölle. Hier brät man am Tage wie ein Hähnchen im Grill. Das ist es, was ich meine.«

Ich hatte zwar etwas anderes gemeint, fragte aber nicht mehr weiter. Dafür kam ich auf den Sultan zu sprechen. »Kennen Sie Abdul Hamid eigentlich persönlich?«

Er lachte mich an. »Ja und nein. Aus der Distanz habe ich ihn mal gesehen. Dieser Kerl hat Angst, dass man ihm etwas antun könnte. Er lässt sich nur mit seinen Leibwächtern blicken. Und die Frauen sind streng bewacht. Da ist er brutal, er lässt keinen Menschen an sie heran. Nur sein Haremswächter genießt das absolute Vertrauen.«

»Kennen Sie den auch?«

»Dem Namen nach. Mongo Pasha. Der Kerl ist wie ein Hammer, ein Klotz, eine Säule.« Donati deutete über die Schulter hinweg auf Suko. »Sie sind schon nicht schmal gebaut, aber gegen Mongo Pasha sind Sie ein Waisenknabe. Das kann ich Ihnen schwören. Außerdem ist dieser Typ ein Meister im Umgang mit der Peitsche. Sollten Sie je in den Harem des Sultans hineinkommen, müssen Sie sich vor Mongo Pasha besonders in Acht nehmen.«

»Danke für die Warnung.«

Donati fing damit an, kratzig zu lachen. »Ist alles im Preis mit einbegriffen.«

»Wie auch die Schaukelei«, murmelte ich.

Er hatte mich trotzdem verstanden. »Daran müssen Sie sich eben gewöhnen, Sinclair.«

Es kam noch der Staub hinzu. Wenn ich nach einem Vergleich suchte, reichte der Ausdruck Klebstoff. Dieser Staub hing tatsächlich wie ein Klebemittel auf unserer Kleidung und der Haut. Es war widerlich, wir sehnten uns nach einer Dusche. Sie war natürlich nicht vorhanden, dafür erlebten wir ein Farbenspiel, das ich als einmalig ansah. Die Felsen um uns herum schienen sich aufzulösen und hatten dafür Farben angenommen, die vom hellen, knalligen Gelb über Rottöne bis in das dunkle Violett hinein schimmerten.

Durch die tief stehende Sonne hatte sich die Welt verändert. Donati, der Fachmann, bemerkte meinen Blick. »Wissen Sie, Sinclair, bald können wir das andere erleben.«

»Was meinen Sie?«

»Den Übergang zwischen Tag und Nacht. Das geschieht innerhalb von Minuten. Dann ist der Himmel übersät mit Sternen. Die kommen Ihnen zum Greifen nahe vor. Das ist anders als bei Ihnen zu Hause.«

»Das glaube ich gern.«

Suko meldete sich aus dem Fond. »Ist es denn möglich, dass wir noch vor Anbruch der Dunkelheit an unserem Ziel sind?«

»Ich hoffe es.«

Die nächsten Minuten vergingen schweigend. Wir rollten durch den

Backofen. Obgleich die Sonne tiefer gesunken war, hatte die Hitze kaum nachgelassen, denn nun gaben die Steine die gespeicherte Wärme ab.

Donati grinste, als er sah, dass ich darunter litt. »Scheiß Spiel, Sinclair, wie?«

»Das können Sie laut sagen.«

»Sie hätten in London bleiben sollen.«

»Job ist Job.«

Donati nickte. »Eine verdammt riskante Sache. Sie riskieren Kopf und Kragen. Ich persönlich hätte mich nicht reingehängt, aber das muss jeder selbst wissen. Passen Sie auf, Sie werden gleich Ihr Wunder erleben, und das ist keine Fata Morgana.«

Noch tat sich nichts, aber die Schlucht weitete sich und lief aus in einen großen Kessel. Ich schaute nach vorn und staunte.

Denn vor uns lag die wahr gewordene Geschichte aus einer orientalischen Märchensammlung.

Das Paradies des Abdul Hamid!

***

Der Glanz einer sinkenden Sonne verteilte sich auf den zahlreichen Dächern, den Kuppeln, den Türmen, den Gebäuden, den herrlichen Gärten und den kleinen Teichen. Den Wegen, den sprudelnden Springbrunnen, den kleinen Kanälen, Innenhöfen und Mauern, die teilweise durch blühende Hecken verschönert wurden.

Ich verließ den Wagen, auch Suko stieg hinter mir aus. Donati blieb hocken, die Unterarme auf das Lenkrad gelegt und breit lächelnd, weil wir so staunten.

»Ein Traum ist es wohl nicht«, murmelte Suko. »Oder?«

»Nein, das ist echt.«

»Und wie kommt es?«

»Geld, mein Lieber. Geld und Macht. Wenn du das hast, kannst du dir einen orientalischen Traum erfüllen. Einen Garten Eden inmitten des Vorhofs zur Hölle.«

»Ja, das stimmt.« Suko fuhr mit der Zungenspitze über die staubtrockenen Lippen. »Es ist einfach Wahnsinn, kaum zu fassen. Der hat hier wirklich was geschaffen, für das ich keine Worte finde.«

»Habe ich damals auch nicht«, sagte unser Führer, der zu uns gekommen war. »Ist das einmalig?«

Er schaute mich an. »In diesem Lande ja. Der Sultan steht sich gut mit dem König. Man lässt ihn werkeln und wirken.« Er drückte mir etwas in die Hand. »Hier, schauen Sie mal.«

Es war ein Feldstecher. Ich pustete den Staub von der Optik und schaute hindurch.

Zum Greifen nahe holte ich die kleine Stadt inmitten des Steinmeeres

zu mir heran. Die Häuser interessierten mich weniger. Sie waren für mich nur Staffage. Mir ging es allein um die Menschen, die sich dort befinden mussten. Natürlich hegte ich auch die ferne Hoffnung, Glenda und Jane zu entdecken.

Leider nein, dafür sah ich die Wächter. Sie trugen helle Kleidung, nur ihre Waffen schimmerten dunkel. Über den Schultern hingen Gewehre, in manchen Gürteln steckten auch Revolver.

»Lass mich auch mal schauen.«

»Sorry, Suko.« Ich gab ihm das Glas.

Donati hatte sich wieder eine Zigarre angezündet. Paffend lehnte er an der Fahrerseite und trank dazu Wasser aus der Dose. In seinem Bart hatten sich Tropfen gesammelt, die wie feine Perlen schimmerten. Er wischte über die kratzigen Stoppeln und meinte: »Wissen Sie eigentlich, Sinclair, dass mein Job damit quasi beendet ist?«

»Sie wollen zurück?«

»Ich werde in der Dunkelheit fahren. Sie können sowieso nur mit dem Hubschrauber weg.«

»Gibt es keine anderen Fahrzeuge?«

»Geländewagen stehen dem Sultan angeblich auch zur Verfügung. Nur finden sie die mal. Der wird sie in irgendeinem der Bauten versteckt haben.«

Suko schlug vor, die Dunkelheit abzuwarten.

»Das müssen Sie sowieso. Und sehen Sie zu, dass Sie den Schweinwerfern ausweichen. In der Nacht feiert der gute Sultan wahre Lichtorgien. Die Strahlen schießen in sämtliche Richtungen. Der hat Angst um seinen Luxus, um sein Leben, was weiß ich nicht alles noch.« Donati deutete nach oben. »In wenigen Minuten ist es so weit, dann fällt hier der Vorhang.«

Suko und ich verkürzten uns die Wartezeit, indem wir jeder zwei Dosen mit Wasser leerten. Beim Trinken kam es uns vor, als würde der Körper die Flüssigkeit aufsaugen wie ein trockener Schwamm. Wir überprüften unsere Waffen.

Es waren die normalen. Berettas, mein Kreuz, der Dolch, Sukos Dämonenpeitsche, sein Stab.

»Schauen Sie mal hoch!«, sagte Donati und lachte.

Wir hoben die Köpfe, blickten hin, schauten, staunten, denn es war einfach wunderbar. Ein Schauspiel, das die langen Strapazen der Reise beinahe vergessen ließ. An das, was vor uns lag, dachten wir in diesen Sekunden nicht.

Dunkelblau, dabei so tief wirkend und gleichzeitig zum Anfassen nahe, spannte sich der Himmel über uns. Das war nicht nur irgendein Himmel, das war die Weite des Firmaments, die Unendlichkeit des Alls, die zu Träumereien verlockte und zum Philosophieren einlud. Es war einfach wunderbar, dorthin schauen zu können.

Und dann die Sterne. Ich hatte den Eindruck, als wären Millionen winziger Lämpchen eingeschaltet worden. Und das bei Vollmond. Eine tolle Kulisse. Der Mond war so ungemein klar, so dass wir seine Landschaft erkennen konnten, die Berge, die sich als graue Schatten abzeichneten.

Ein Mond, wie von einem Maler geschaffen. Ein gleichzeitiger Kraftspender für die Nächte der Finsternis, für Vampire, Werwölfe und andere dämonischen Geschöpfe.

Dieses Wunder sahen wir nicht nur, wir erlebten es. Zumindest mir rann dabei ein Schauer der Ehrfurcht über den Rücken, eine Gänsehaut, die auch so rasch nicht weichen wollte.

»Was haben Sie?«, fragte Donati, der seine mittlerweile erloschene Zigarre wieder angezündet hatte.

Mittlerweile steckte sie nur noch halb so lang zwischen den Lippen.

»Mich beeindruckt so ein Himmel!«

»Ja, er ist wunderbar. Das gehört zu den Schönheiten dieses Landes.« Dann winkte er ab. »Wissen Sie, wenn man so lange in diesem Land lebt wie ich, schaut man kaum noch hin. Aber es ist faszinierend, da haben Sie Recht. Der stiehlt selbst dem Palast des Sultans die Schau, und das soll schon was heißen.«

Suko stand hinter mir. Als er sich in Bewegung setzte, knirschten seine Tritte.

»Sagenhaft, nicht?«

Er brummte nur.

»He, was hast du?«

»Im Prinzip nichts, John, aber ich werde das Gefühl nicht los, dass dort etwas war.«

»Tatsächlich? Wo?«

»Am Himmel. Ich - ich habe da einen Schatten gesehen.« Er hob die Schultern »Kann mich auch täuschen, aber ich meine schon, dass sich dort etwas beweg hat.«

»Ein Vogel?«

»Möglich.«

Suko sprach so seltsam, dass ich mich an Donati wandte, der uns zugehört hatte. »Ich weiß, was Sie wissen wollen, Sinclair. Ich soll Ihnen erklären, ob es hier Riesenvögel gibt.«

»Falls Sie einen Adler oder Geier als riesig ansehen. Müssen wir mit diesen Tierchen rechnen?«

Er nickte. »Im Atlas schon. Hier sind die Vögel noch teilweise frei, auch wenn gewisse Typen versuchen, sie einzufangen. Sie wissen ja, Sinclair, dass Raubvögel eine besondere Beute für reiche Araber sind. Sie lieben diese Tiere.«

»Klar - und sperren sie ein.«

»Davon muss man ausgehen. Ist aber nicht mein Bier, weil ich es

nicht ändern kann.«

»Das war kein Adler!«, erklärte Suko und hatte ziemlich bestimmt gesprochen. »Woher weißt du das?«

»Weil ich Adler kenne. Auch im Flug. Dieses Tier hat sich anders bewegt. Mich störten die übergroßen Schwingen.«

Donati lachte leise. »Oder glauben Sie, dass es ein Fabeltier gewesen ist?«

»Kann sein.«

»Und was?«

Suko hob die Schultern, suchte allerdings den Himmel ab. Jetzt schaute auch ich nach, weil ich meinen Partner kannte und mich seine Worte beunruhigt hatten.

»Denkst du an das Gleiche wie ich?«, fragte er flüsternd.

Ich lachte leise. »Lassen wir das mal dahingestellt sein. Riesenfledermäuse…«

Donati hatte zugehört. »Gibt es hier auch. Die halten sich zumeist in Höhlen versteckt.«

»Die meine ich nicht.«

Er staunte. »Welche denn, Sinclair?«

Ich winkte ab. »Vergessen Sie es. Wir müssen sowieso los.«

»Ja, ist gut. Wie gesagt, ich werde hier noch etwas warten und irgendwann zurückfahren.«

»Ohne die richtige Menge Benzin?«

Er winkte ab. »Keine Sorge. Irgendwie schaffe ich das schon. Ich bin ein alter Profi.«

Das glaubten wir ihm gern. Er erklärte uns noch den besten Weg und meinte: »Sollten Sie es schaffen, lassen Sie mal von sich hören. Ich persönlich glaube, dass Sie nicht einmal bis in den Garten kommen.«

»Sie erlauben, dass wir anders darüber denken?«

»Klar, Sinclair, klar. Müssen Sie auch.« Er winkte lässig. »Also dann, meine Freunde, macht es gut.«

Wir gingen. Den Rauch seiner Zigarre spürten wir noch länger in unseren Nasenlöchern.

Eine Erinnerung an Eric Donati, denn so wie wir ihn verlassen hatten, sahen wir ihn nicht mehr wieder…

***

Donati lehnte rücklings gegen den Jeep, trank eine Büchse Bier - die hatte er versteckt gehabt - und rauchte noch einige Züge. Bier schmeckte ihm besser als immer nur dieses Wasser, und er dachte auch an Sinclair und den Chinesen.

Das waren schon ungewöhnliche Typen, aber nicht unübel. Mit denen konnte man Pferde stehlen.

Er war davon überzeugt, dass sie es trotz allem nicht schafften. Die

waren flink, hatten Mut zum Risiko und würden sich auch durchsetzen können, aber gegen Abdul Hamid anzukommen, glich einem Kampf gegen Windmühlenflügel. Dieser Potentat war einfach zu mächtig, denn er hatte das Geld, um sich alles kaufen zu können: Menschen und Schutz, Frauen und Männer. Da war er eiskalt und brutal. Der ging über Leichen, wenn man ihm an den Kragen wollte. Pardon kannte er nicht.

Persönlich hatte Donati mit ihm noch nichts zu tun gehabt, aber dieses Land war nicht so leer, wie es auf einen Fremden beim ersten Hinsehen den Eindruck machte. Hier existierte schon eine Kommunikation, da wurden Nachrichten weitergetragen, als würde sie der Wind verbreiten. Irgendwann erreichten sie auch die Ohren der Menschen, die nur alle drei Monate auf einem Bazar erschienen und ihre Waren verkauften.

Die erste Dose war leer. Donati betätigte sich als Umweltverschmutzer, als er sie zwischen die Felsen schleuderte. In der herrschenden Stille erzeugte der Aufprall ein Echo.

Die erste Dose hatte ihm Lust auf eine Zweite gemacht. Kurz entschlossen holte er sie hervor und riss die Lasche auf. Trinkend wechselte er seinen Standort. Vor dem Wagen baute er sich auf. Donati schaute dem Weg nach, den Sinclair und der Chinese genommen hatten.

Von beiden war nichts zu sehen. Kein Wunder, denn es gab genügend Deckung.

Da waren die hohen Steine, die Felsen, die Mulden und Buckel. Sie alle sahen aus, als wären sie von einer gewaltigen Hand geschaffen worden. Sie standen einfach in der Landschaft, tagsüber beschienen von der grausamen Sonne, bei Dunkelheit die bissige Kälte erlebend.

Durch die Nase holte er Luft, trank, schaute in den Himmel und wurde an die Worte des Inspektors erinnert, der von einem Schatten gesprochen hatte.

Wieso Schatten?

Okay, es gab hier Raubvögel, nur konnte es sich Donati nicht vorstellen, dass diese doch sehr scheuen Tiere es wagten, sich in unmittelbarer Umgebung der Menschen zu bewegen. Die hielten sich normalerweise immer ziemlich zurück.

Was, bitte, hatte dieser Mann gesehen? War er einer Einbildung zum Opfer gefallen?

Nicht von der Hand zu weisen, denn oft genug spiegelten diese Landschaften Dinge vor, die real nicht existierten.

Doch ein Spinner war der Mann auch nicht. Der hatte sich den Schatten bestimmt nicht eingebildet.

Und er war da!

Eric Donati hörte das Rauschen schräg über sich. Gleichzeitig

erwischte ihn der Wind, wenig später auch der Staub, der hochgewirbelt worden war.

Donati spürte die kalte Haut auf seinem Rücken. Er stellte die Dose auf die noch warme Motorhaube. Die Umgebung hatte sich abgekühlt. Dass er fror, lag allerdings nicht nur an der Temperatur.

Er dachte an seine Waffe. Das Gewehr hatte er im Wagen gelassen. Es lag auf dem Beifahrersitz.

Donati ging hin, öffnete die Tür und nahm die Waffe an sich.

Ein kurzläufiges Schnellfeuergewehr, voll geladen, für Donati so etwas wie ein Freund, denn dieses Gewehr hatte ihm schon verdammt gute Dienste erwiesen.

Diesmal hängte er die Waffe nicht über seine Schulter. Mit beiden Händen das Gewehr haltend, bewegte er sich vor, weil er sich eine strategisch günstige Stelle suchen wollte.

Der Überfall geschah blitzartig. In seinem Rücken klang für einen Moment das Brausen auf.

Auf der Stelle kreiselte der Mann herum, riss die Waffe hoch, nur kam er zu keinem Schuss, weil er kein Ziel sah, ausgenommen diesen Schatten, der sich auf ihn nieder senkte und zudrosch.

Donati flog zurück. Er hatte das Gefühl, von einem Pferd getreten worden zu sein. Der Treffer hatte ihn am Kopf erwischt. Seine rechte Seite brannte. Er wollte etwas tun, aber er konnte nicht verhindern, dass er zu Boden stürzte.

Die Steine drehten sich vor seinen Augen, der Schrei löste sich automatisch von seinen Lippen. Es fiel auch ein Schuss. Die Kugel jaulte irgendwohin, die Echos wetterten zwischen den Felsen und waren sehr weit zu hören.

Dann prallte er auf.

Sein Gesicht wurde von einem Hammerschlag getroffen. Dabei war es nur der Aufprall, der ihm die Stirn und die Seite aufriss und ein Feuerwerk vor den Augen entzündete.

Er hatte bisher nicht gesehen, wer den Angriff durchführte, wollte aber nicht, davon ausgehen, dass es ein Adler gewesen war. Da musste sich irgendein anderer Gegner aus der Dunkelheit gelöst haben.

Weitere Gedanken zersprühten durch den Aufprall. Die Schmerzen durchzuckten den Kopf, das Blut sickerte aus den Wunden.

Nur aufgeben wollte er nicht, deshalb rollte er sich auf den Rücken, um sich dem Gegner zu stellen.

Donati konnte auch einhändig schießen, was ihm in diesem Fall nichts nutzte.

Der Vogel war schneller!

War es tatsächlich ein Vogel? Dieses unheimliche, lang gestreckte Etwas über ihm?

Breite Schwingen, dazwischen etwas Helles, das aussah wie ein

Skelettschädel, und aus den oberen Rändern der Schwingen glotzten zwei knöcherne Klauen hervor.

Die packten zu.

Es war ein brutaler, blitzschneller Griff, der ihm die Luft raubte, denn die Knochenfinger umschlossen seine Kehle. Donati hatte noch den Mund aufgerissen. Über seine Lippen drang ein Röcheln, das im Speichel erstickte.

Dann biss das Maul zu!

Es war einfach furchtbar und ging so schnell, dass er sich nicht mehr wehren konnte.

Sein Hals schien zerspringen zu wollen. Die Haut platzte an zwei Stellen auf. Blut sprudelte aus den Wunden, rann aber nicht zu Boden, sondern spritzte in das weit geöffnete Maul der Bestie, um von ihr getrunken zu werden.

Das ist nicht wahr!, schrie eine innere Stimme in Donati. Das darf nicht wahr sein!

Und es stimmte doch!

Das blitzschnell erschienene Monstrum labte sich am Blut des Mannes. Es saugte es auf, denn das fliegende Grauen kannte kein Pardon. Er hörte noch das Schmatzen, sah links und rechts die Schatten der Schwingen, die immer voluminöser zu werden schienen, je mehr Kraft das Monstrum trank.

Dass er sein Gewehr verloren hatte, bekam er kaum mit. Erst als er den Zeigefinger wie zuckend bewegte, stellte er fest, dass er ins Leere griff. Da erschienen bereits die Schatten, und es war nicht die Finsternis der Nacht, die ihn überschwemmte. Die Vorboten des Todes hatten Erik Donati bereits erreicht.

Aber welch ein Tod!

Kein normaler, ein langsames Absterben, ein Hineingleiten in die andere Welt.

Donati lag auf dem Rücken, als sich das Monstrum über ihm erhob, nahezu träge die Schwingen bewegte, sich in der Luft noch einmal umdrehte und zufrieden davonsegelte…

***

Wir hörten den Schuss und blieben stehen!

Das Echo rollte in unsere Rücken hinein, es zwang uns zur Pause. Wir gingen automatisch in Deckung und warteten ab, bis es wieder ruhig geworden war.

Suko hatte sich ebenso gegen einen Felsen gedrückt wie ich. In der Dunkelheit sah sein Gesicht ebenso bleich aus wie das meine. Er schüttelte leicht den Kopf. Seine Stimme erreichte mich als eine geflüsterte Botschaft. »Verflucht, John, da war was hinter uns.«

»Donati?«

»Nehme ich an.«
Ich schaute allerdings nach vorn, wo sich das Paradies unter dem hellen Schein der Lampen abhob.
Eine Entfernung war schwer zu schätzen, aber in dieser Stille musste ich davon ausgehen, dass der Schuss bis in die Oase hinein gehört worden war.
Schlimm.
»Wenn Donati geschossen hat, gab es einen Grund. Wir sollten nachsehen, Suko. Die Zeit müssen wir uns einfach nehmen.«
»Ich habe nichts dagegen.«
Weit waren wir noch nicht gegangen, weil wir zunächst das Gelände hatten erkunden wollen. Da es sich als eine sehr unebene Fläche hinzog, wollten wir nach Möglichkeit jede Deckung nutzen, die uns diese Landschaft bot. Felsen, Buckel, wir konnten hinter diesen natürlichen Gegebenheiten verschwinden, dort abwarten und wieder weiterlaufen, wenn die Luft rein war.
»Ich habe etwas fliegen sehen«, murmelte Suko, »und ich weiß noch nicht, was es gewesen ist.«
»Ein Vogel!«
Suko winkte ab. »Hör auf damit, das war kein Vogel. Irgendein Wesen, das auch Donati angegriffen haben muss.«
»Wir werden sehen.«
Sehr vorsichtig machten wir uns auf den Rückweg, weil wir nicht Gefahr laufen wollten, angegriffen zu werden. Das Verhängnis, das Donati getroffen hatte, konnte überall lauern, denn Deckung gab es genug.
Ich machte mir um den Mann Sorge, auch deshalb, weil er nur einmal geschossen hatte.
Wer immer Donatis Gegner gewesen war, er musste ihn von einem zweiten Schuss abgehalten haben. Oder Donati hatte ihn schon mit der ersten Kugel erledigt.
Mein Gefühl sprach dagegen, und auf mein Gefühl habe ich mich immer verlassen können.
Etwas ging da nicht mit rechten Dingen zu. Feinde hatten wir in der menschenleeren Landschaft nicht gesehen. Wer sagte uns denn, dass Donati von einem Menschen angegriffen worden war?
Suko hatte etwas in der Luft gesehen, einen Schatten, wobei sich die Frage stellte, ob es sich dabei tatsächlich um einen Vogel gehandelt hatte.
Das Gelände führte etwas bergauf. Ich suchte die Gegend ab. Nichts zeichnete sich unter dem klaren Sternenhimmel ab. Kein Tier segelte durch die Luft, kein glühendes Augenpaar zerteilte die Finsternis.
Auch Donati meldete sich nicht. Nach einer Weile entdeckten wir den kantigen Umriss des geparkten Jeeps. Er stand dort wie ein

Fremdkörper. In seiner unmittelbaren Nähe bewegte sich nichts, was auch Suko aufgefallen war.

Er kam kopfschüttelnd zu mir. »John, da liegt einiges im Argen, habe ich das Gefühl.«

»Das meine ich auch.«

»Ob man Donati erschossen hat?«

Ich dachte einen Moment nach. »Dem Klang nach ist ein Gewehr abgefeuert worden.«

»Leider.«

»Wieso?«

Suko gab keine Antwort mehr, denn er huschte geduckt und sehr geschmeidig auf das Ziel zu. Ab und zu löste sich ein Stein unter unseren Füßen. Das war leider nicht zu vermeiden.

Als ich den Jeep erreichte, wartete mein Freund bereits vor der Kühlerhaube. Die Beretta hatte er stecken lassen, denn weit und breit war keine Gefahr zu erkennen.

Ich stellte mich neben ihn nachdem ich in den Wagen geschaut und ihn leer gefunden hatte.

»Wo steckt Donati?«

Suko grinste schief. »Das möchte ich auch gern wissen. Der hat sich aus dem Staub gemacht.«

»Ohne Wagen?«

»Genau das ist unser Problem.« Obgleich er flüsterte, hörte sich seine Stimme ziemlich laut in der Stille an. Wir schlugen kleine Kreise, um nachzuschauen, ob es irgendwelche Spuren gab. Leider war der Boden zu dunkel, so dass wir nichts erkennen konnten.

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist nicht gut, Alter, überhaupt nicht.«

Suko hatte seine Lampe hervorgeholt. Er strahlte die unmittelbare Nähe des Jeeps an.

»Ach nein«, flüsterte er, »sieh dir das mal an, John. Sieht überhaupt nicht gut aus.«

Auf den Steinen und auch dazwischen schimmerten die dunklen Flecken. Wasser war es sicherlich nicht, das wäre auch bei dieser Kälte auf den noch warmen Steinen längst verdunstet. Der schreckliche Verdacht bestätigte sich ziemlich schnell, als ich mich bückte und mit dem Finger über den dunklen Fleck fuhr.

Die Kuppe rutschte dabei, als würde sie über Öl gleiten. In diesem Fall war es leider kein Öl, dafür eine rote Flüssigkeit, die ein Mensch verloren hatte.

Blut…

Ich hielt die Fingerkuppe in den Lampenstrahl und ließ meinen Freund ebenfalls schauen.

Suko schluckte. »Blut, John, verdammt, das ist Blut.«

»Und nicht von uns.«

»Wo steckt Donati?«

Gefunden hatten wir ihn nicht. Es gab auch keine Hinweise darauf, dass er sich weggeschleppt hatte. Dieser Mann musste entweder in der Nähe liegen, oder er war weggebracht worden.

Allmählich wurde mir schon seltsam zumute. So sehr ich die Landschaft mochte, so befremdend wirkte sie jetzt auf mich.

Sogar bedrohlich…

Ich spürte im Hals das Kratzen. Wenn ich Luft holte, schmeckte ich den Staub. Meine Augen brannten, die Lippen waren aufgeraut, das Haar fühlte sich an wie Stroh.

»Was hast du?«, fragte Suko.

»So gut wie nichts, Alter, überhaupt nichts. Ich habe nur den Eindruck, als hätte man uns fürchterlich geleimt. Man weiß Bescheid, glaube ich.«

Suko bewegte seinen Arm und legte den ausgestreckten Zeigefinger auf die Lippen.

Ich verstand das Zeichen. Sekunden später hörte ich ebenfalls die Geräusche.

Es waren Tritte…

Wo sie genau aufklangen, konnte ich nicht feststellen. Die nahen, blanken Felsen verzerrten die Echos, wir fühlten uns beide auf irgendeine Art und Weise eingeschlossen.

Dass es nachts in der Wüste kalt war, bekamen wir am eigenen Leibe zu spüren. Ich schwitzte trotzdem, denn mich überkam eine böse Vorahnung. Sukos Hand lag auf dem Griff der Beretta, meine ebenfalls. Ich wollte die Waffe schon ziehen, als die Schritte verstummten.

Stille kehrte ein.

Wir standen nicht weit vom Jeep entfernt, atmeten kaum hörbar und konzentrierten uns auf die Stille.

Nicht ein Geräusch durchbrach sie. Wer immer da gekommen war, er hielt sich zurück und wartete anscheinend auf unsere Reaktion.

Suko nickte mir zu. »Ich werde mal woanders hingehen. Vielleicht gelange ich in den Rücken…«

»Nein, bleib, wo du bist, Chinese!«

Die Stimme erkannten wir, obwohl sie sich verändert hatte, denn sie gehörte Eric Donati. Er hielt sich noch verborgen. Durch die kahlen Felsen war die Richtung nicht genau zu bestimmen. Sie schwang von überall her, sie trieb uns gleichzeitig einen Schauer über den Rücken, denn aus ihr sprach ein gewisser Hass.

Donati musste verändert sein.

Wir rührten uns nicht, denn beide dachten wir an das Schnellfeuergewehr. So viel wir erkannten, hielt er sich hinter dem Jeep auf. Für ihn eine wunderbare Deckung.

Ich bewegte mich nicht, schielte zur Seite und über die Motorhaube hinweg.

Dann sah ich ihn.

Er schien aus dem dunklen Untergrund zu wachsen. Eine düstere, gespenstische Gestalt, umweht von einer Aura, die ich persönlich nicht einzuordnen wusste.

Fremd, sehr fremd - auch unheimlich. Das war nicht der Eric Donati, wie wir ihn kannten.

Er setzte seine Schritte vorsichtig. Das in Anschlag gehaltene Gewehr warf einen dunklen Schatten.

Der Lauf deutete über die Motorhaube hinweg auf mich.

Dass Donatis Finger am Abzug lag, davon ging ich aus. Sein Gesicht bewegte sich. Er sah aus, als wollte er tief Luft holen, aber über die Lippen drang nur ein Geräusch, das mich an ein Fauchen erinnerte und in meinem Kopf eine Kettenreaktion von Gedanken auslöste.

So fauchten Vampire oder andere Monster. Das hatte ich oft genug erlebt.

Ich wusste um das Risiko, trotzdem sprach ich ihn an. »Was ist los, Donati? Weshalb haben Sie geschossen? Warum sind Sie so verändert? Reden Sie, Mann?«

Er lachte mich an. Leider ein Lachen, das mich störte und mir wieder eine Gänsehaut über den Rücken trieb.

»Reden Sie!«

Die Antwort machte uns nicht eben fröhlich. »Ich will euer Blut!«

So wie er diesen Satz aussprach, gab es keinen Zweifel daran, dass er die Wahrheit sagte. Er wollte unser Blut, er wollte sich davon ernähren, er wollte durch dessen Kraft am Leben bleiben, und da gab es nur eine Möglichkeit.

Er war zu einem Vampir geworden!

»John, der Schatten.«, wisperte Suko. »Verdammt noch mal, das war kein Adler.«

»Bestimmt nicht.«

Ohne es auszusprechen, dachten wir beide das Gleiche. Natürlich an einen Blutsauger, und dafür kam eben nur eine Fledermaus in Frage. Ein Riesentier, das durch die Lüfte segelte und auf der Suche nach dem Blut der Menschen war, um sich daran zu laben.

»Okay, Donati.« Ich sprach sehr ruhig. »Sie wollen unser Blut. Dann kommen Sie her!«

Es freute ihn, dass ich so gesprochen hatte. Jedenfalls deutete ich sein Lachen so. »Nein, Sinclair, so einfach ist es nicht. Ich habe dich vor der Mündung. Wenn du dich falsch bewegst, schieße ich dich um. Das sollte auch der Chinese wissen. Ich will, dass ihr eure Waffen ablegt. Habt ihr verstanden?«

»Ja, ist gut. Wohin?«

»Auf die Motorhaube, Sinclair!«
Ich nickte und schaute ihm gleichzeitig ins Gesicht, um erkennen zu können, ob er gelogen hatte oder nicht. Es war nicht festzustellen. Seine Züge unter dem dunklen Haar verschwammen in der Finsternis dieser einsamen Wüstennacht.
Durch seine Verwandlung hatte sich die Lage zudem schlagartig verändert. Bisher waren wir davon ausgegangen, es nur mit einem Harem und einem Sultan zu tun zu haben, aus dessen Klauen wir die beiden Frauen befreien mussten.
Plötzlich war uns klargemacht worden, dass dahinter schwarzmagische Kräfte steckten. Unser Verdacht war also nicht so falsch gewesen. Nur für die Entführten verschlimmerte sich damit die Lage, und das bereitete uns Sorgen.
Ich packte aus.
Zunächst die Beretta, danach den Dolch. Beide Waffen kratzten über den staubigen Lack des Jeeps.
Donati ließ mich nicht aus den Augen. Etwas sehr steifbeinig kam er heran, weil er sich die Waffen aus der Nähe anschauen wollte. Ich war gespannt, wie er auf den Anblick des silbernen Dolches reagierte. Noch war er weit genug davon entfernt, um sich von dem Metall gestört zu fühlen.
»Noch was?«, fragte er.
»Ja.«
»Was?«
»Moment, ich hole es!«
Die Motorhaube trennte uns. Ich stand an der rechten, Donati an der linken Seite. Wenn ich den Blick etwas senkte, starrte ich direkt in die Gewehrmündung.
Noch warteten wir…
»Mach schon!«
Ich hatte das Kreuz umhängen. Mein Hemd verdeckte es. Noch. Ich holte es hervor. Wenn Donati ein echter Blutsauger war, würde er sich davor fürchten, denn Kreuze waren für ihn und seine Artgenossen absolut tödlich.
Jetzt lag es frei! Und damit hatte Eric Donati nicht gerechnet.
Er brüllte auf, als wäre der geweihte Gegenstand an seinem Kopf explodiert. Dann fuhr er zurück, fahrig. Das Gewehr geriet aus der Richtung, doch er feuerte trotzdem.
Ich hatte mich geduckt, aber die Kugel zischte weit vorbei. Dafür bewegte sich Suko.
Durch einen gewaltigen Sprung erreichte er eine Stelle vor der Motorhaube, wo er stehen blieb und leicht in den Knien einknickte. Meine Hand lag bereits auf der Beretta. Ich brauchte die Waffe nicht mehr in die Höhe zu reißen, denn Suko feuerte beidhändig. Er

erwischte den geduckt dastehenden und sich bewegenden Blutsauger mit zwei Kugeln, die ihn zu Boden schmetterten.

Das Gewehr flog klirrend zwischen die Steine. Wir vernahmen einen gurgelnden Laut. Für uns hörte es sich an, als müsste sich der Blutsauger übergeben. Er zuckte noch einmal, wobei sich der Körper aufbäumte. Danach blieb er bewegungslos und auf dem Bauch liegen.

Es war vorbei…

Suko stieß scharf die Luft aus. Mit gezogener Waffe ging er auf den Körper zu.

Ich folgte ihm langsamer. Wir blieben neben dem Mann stehen. Suko drehte ihn auf den Rücken.

Da der Mund offen stand und ich hineinleuchtete, konnten wir die beiden Vampirhauer gut erkennen. Wie kleine Messer ragten sie aus dem Oberkiefer hervor.

Er verfaulte nicht, dazu befand er sich noch nicht lange genug in diesem Zustand, aber das Wissen, einen vernichteten Untoten vor uns liegen zu haben, passte mir überhaupt nicht. Etwas war hier geschehen. Von allein wurde man kein Vampir.

Diesen Gedanken verfolgte auch Suko, als er mir zunickte. »John, es ist der verdammte Schatten gewesen, der mir auffiel. Das muss ein Blutsauger gewesen sein.«

»Und woher ist er gekommen?«

»Vom Harem?«

»Kann sein, bestimmt sogar. Ich frage mich nur, was ein Sultan mit Blutsaugern im Sinn hat?«

»Da müsstest du dich bei ihm persönlich erkundigen, schätze ich. Jedenfalls wissen wir, was uns blüht.«

»Sicher - und nicht nur uns. Wenn er tatsächlich von dort gekommen ist, sehe ich für Jane Collins und Glenda mehr als schwarz.«

Mein Freund stimmte mir zu. »Idealer kann es auch nicht sein«, sagte er. »Dieser Hort in der Wüste, zu dem normalerweise kein Mensch hinkommt. Kannst du dir ein besseres Versteck wünschen?«

»Wohl kaum.«

»Deshalb bin ich irgendwie dankbar, dass es Donati erwischt hat. So sind wir gewarnt.«

»Und wer war der Flieger?«, fragte Suko.

»Das möchte ich auch gern wissen.« Ich suchte mit ihm zusammen den Himmel ab. Außer dieser blauschwarzen Wüstendunkelheit, in die bleiches Sternenlicht sickerte, sahen wir nichts. Für uns hatte die Umgebung jeden romantischen Touch verloren. Im Gegenteil, jetzt kam sie uns gefährlich vor.

Suko bückte sich und hob Donatis Schnellfeuergewehr auf. »Willst du es haben?«

»Nein, lass mal. Ich habe keine Lust, es mit mir herumzuschleppen.«

Suko lud die Beretta nach und murmelte irgendetwas von einem lahmen Faulpelz.

Ich bewegte mich von unserem Jeep fort und dachte an den Schatten, den Suko gesehen hatte.

Wenn er ein Vampir und eine Riesenfledermaus war, mussten wir für ihn eine ideale Beute sein, und er würde uns auch unter Kontrolle halten.

Niemand griff uns an. Ich sah über mir nur den klaren Nachthimmel und mein Blick glitt dem Kreis des Mondes entgegen. Zwischen meinen Augen und ihn schob sich etwas Längliches, Dunkles, das sich schwingend bewegte.

Das musste der Schatten sein. Aber war er tatsächlich eine Fledermaus?

Ich rief Suko an, der ebenfalls hochschaute, aber Pech hatte, weil der »Vogel« schon verschwunden war. »Also doch«, sagte er grinsend. »Aber keine Fledermaus.«

»Warum nicht?«

Ich räusperte mich. »Weil die anders aussieht, verdammt. Fledermäuse, auch wenn sie übergroß sind, erreichen nicht diese ungewöhnliche Länge. Die sind mehr breiter und kompakter, da kannst du sagen, was du willst, Alter.«

Er winkte ab. »Meinetwegen. Allerdings habe ich keine Lust, hier noch länger zu warten. Die Oase wartet, der Harem ebenfalls.«

Ein Vampir-Harem. Allein die Vorstellung ließ mich schaudern.

Zum zweiten Mal machten wir uns auf den Weg…

***

Der Weg war den beiden Frauen wie im Traum vorgekommen. Mongo Pasha, dieses Monstrum von Mensch und Haremswächter, hatte sie durch den Palast geführt und ihnen Wege gezeigt, die labyrinthartig von allen möglichen Seiten zusammenliefen, um sich dann in einer großen, runden Halle zu treffen. Der Haremswächter blieb stehen, hob die Peitsche an, mit der er die Blutsaugerin buchstäblich zerstückelt hatte, und wies auf eine goldene Tür.

Sie war sehr breit, beinahe schon ein Tor. Dahinter musste sich etwas Besonderes aufhalten, davon gingen Jane und Glenda aus. Wahrscheinlich der Prunkraum des Paschas, wo er hockte und von wo aus er sein inselartiges Reich regierte.

Mongo Pasha sprach kein Englisch, dafür einige Brocken Französisch, die er mit seiner eigenen Muttersprache mixte. Er ging bis zu einem weichen Lichtschein und nickte zur goldenen, mit zahlreichen Schnitzereien überzogenen Tür.

»Abdul Hamid, der Herrscher, der König. Ihr werdet zu ihm kommen. Geht jetzt…«

Die Frauen schauten sich scheu an. »Verdammt, ich habe keine Lust«, hauchte Glenda.

Mongo Pasha gefiel nicht, dass sie sprach. Er ließ die Peitsche knallen. Es war beinahe so laut wie ein Schuss.

Vor der Peitsche des Haremswächters hatten beide Respekt. Er konnte mit dieser Waffe perfekt umgehen. Keine von ihnen wollte durch sie Verletzungen riskieren.

»Ja, wir gehen schon«, sagte Jane und gab sich einen Ruck. Mit steifen und zögernden Schritten näherte sie sich der Tür, gefolgt von der ebenfalls steif schreitenden Glenda.

Ihre Gedanken drehten sich nicht allein um den Sultan und dessen Harem, obwohl diese Tatsachen schon schlimm genug waren. Ihnen ging es um etwas anderes. Vampire, Blutsauger, Wiedergänger, dämonische Geschöpfe, grausame Wesen, die vom Blut anderer lebten und nur darauf warteten, dass ihnen neue Opfer erschienen.

War der Sultan ebenfalls ein Vampir?

Darüber hatten die Freundinnen schon gesprochen. Keine konnte ein Argument dagegen finden. Sie rechneten damit, dass er seine Haremsdamen zu Blautsaugerinnen gemacht hatte, ausgenommen Männer wie Mongo Pasha, die sich trotzdem gefährlicher Übergriffe erwehren mussten.

Da Glenda zögerte, legte Jane eine Hand auf die Klinke, um die Tür zu öffnen.

Sie rechneten mit vielem. Vor allen Dingen aber mit einem düsteren Verlies, schummrigem Licht, nicht zu hell, weil Blutsauger die Helligkeit hassten.

Sie warteten auf den Geruch von altem oder frischem Blut, auf den Gestank von Moder und Leichen, aber nichts dergleichen wehte ihnen entgegen. Etwas anderes schwang auf sie zu.

Nicht nur die leisen Klänge einer fremdartigen, aber hier hinein passenden Musik, auch ein Duft von Blüten und angenehm riechenden Gewürzen, der aus zahlreichen Schalen stieg, in denen ein für ihre Nasen fremdartig riechendes Pulver verbrannte.

Dieser Duft erfüllte eine wahre Wohnlandschaft, in die ein Springbrunnen, ein offenes Bad mit goldenen Armaturen, kleine, farbige Blumeninseln ebenso eingebettet waren wie die großen, korbartigen und mit Früchten gefüllten Schalen.

Die Frauen konnten nur staunen. Das Licht schien aus versteckt angebrachten Scheinwerfern, traf das Blattgold auf den Wänden und Schnitzereien, so dass über allem der goldene Schein lagerte, in dessen Mitte aber einer aus seinen weichen Sitzkissen emporwuchs und über allem stand.

Sultan Abdul Hamid!

Er hatte sich dieses Paradies eingerichtet, er war der Mensch, der

herrschte, dem keiner an den Kragen konnte, wenigstens nicht in seinem Reich, wo er das Sagen hatte.

Es standen keine Diener um ihn herum, die ihm mit Palmenwedeln Kühle zufächelten, dafür war er zu modern, denn eine Klimaanlage sorgte tatsächlich für die ihm angenehme Temperatur.

Hinter den Frauen fiel die Tür wieder zu. Dieses Geräusch passte ihnen nicht. Sie fühlten sich vor eingeschlossen und sie sahen auch, wie sich der Sultan bewegte.

Er stand nicht auf, um sie zu begrüßen, das hatte er nicht nötig. Aus dem Wulst von seidenen Kissen und Sitzen schob sich ein Arm hervor, und eine Hand bewegte sich winkend.

»Das gilt uns«, flüsterte Glenda. »Wem sonst?«

»Ach, hör auf. Was machen wir, wenn er uns an die Wäsche will? Ich - ich ekele mich jetzt schon…«

»Abwarten. Vielleicht fallen uns Tricks ein, dann können wir ihn hinhalten.«

Dem Sultan gefiel es gar nicht, dass sich die Frauen unterhielten. Böse schrie er sie an.

Über den Klang seiner Stimme ließ sich streiten. Obwohl zornig, klang sie dermaßen schrill, dass ihre Töne in den Ohren der Frauen schmerzten.

So wie er da hockte, wirkte der große Herrscher wie ein kleiner, böser, unartiger Junge, der trotz seiner ungewöhnlichen Figur nichts Lächerliches an sich hatte.

Er gehörte bereits zu den älteren Semestern. Sein verlebtes Gesicht zeigte eine gelblich schimmernde Haut. Die Unterlippe hing dabei wie ein zu breiter Tropfen in Richtung Kinn. Um die Augenschwäche auszumerzen, musste er eine Brille tragen.

Selbstverständlich kein Kassengestell, sondern eine Spezialanfertigung, die ebenfalls etwas von dem großen Reichtum dokumentierte, der den Sultan umgab. Das Brillengestell war mit wertvollen Diamanten besetzt, die im Licht um die Wette funkelten. Ebenso wie die kostbare Halskette, die dort endete, wo der Bauch des Sultans begann, eine nach vorn gedrückte Kugel, nur unvollständig von seinem cremefarbenen Hemd bedeckt, das ihm bis zu den Oberschenkeln reichte.

Eine Pumphose wie die Potentaten aus den orientalischen Märchen trug der Sultan nicht. Aber auch keine Jeans. Seine Beine wurden vom Stoff einer goldfarben schimmernden Leinenhose verborgen.

Darunter schauten die Riemensandalen hervor.

Er streckte ihnen die Arme entgegen. Dabei bewegte er die Hände, als wollte er sich selbst Luft zufächern, aber er meinte vielmehr seine neuen »Eroberungen«, die rascher näher kommen sollten.

»Ja«, sagte er und nickte. »So habe ich es gern.« Er aß Trauben

zwischendurch. Schmatzend schlang er sie hinunter.

Hinter den Brillengläsern bewegten sich seine Augen. Kleine, dunkle Teiche.

Glenda und Jane waren schräg vor ihm stehen geblieben. Hinter ihnen weitete sich die Wohnlandschaft aus. Sie hörten das Plätschern des Brunnens, nahmen die angenehmen Düfte wahr und sahen, wie der Sultan sie betrachtete.

Beide Frauen widerte dieser Blick an. Er war einfach schlimm, denn dieser Potentat zog sie mit seinen Blicken aus, leckte sich über die Lippen und bohrte noch in der Nase.

Er bot ein lächerliches Bild. Nur hüteten sich die beiden Frauen, über ihn zu lachen. Derartige Typen konnten zu den Cholerikern gezählt werden und waren bei ihren Handlungen unberechenbar.

»Versteht ihr meine Sprache?« Er redete in einem hart klingenden Französisch.

»Sollen wir?«, fragte Glenda.

»Mal sehen.«

»Verstehst du mich?« Abdul Hamid wurde ärgerlich. Er schlug mit der flachen Hand auf ein Kissen.

»Ein wenig!«, gab Jane zu.

»Aha, bon - sehr gut…« Er grinste, knipste Trauben ab - diesmal dunkle - und warf sie den Frauen zu. Glenda fing sie auf. »Sollen wir essen?«

Hamid hatte sie nicht verstanden, hob die Schultern und machte es ihnen vor.

»Gib mir auch ein paar«, hauchte Jane.

Erst als Jane Collins kaute, war der Sultan zufrieden und ließ sich zurück sinken.

Er sah jetzt anders aus. Die Frauen konnten erkennen, was sie bisher nicht entdeckt hatten, weil der massige Körper des Sultans sie daran gehindert hatte.

Rechts neben ihm stand ein kleiner Tisch. Auf ihm verteilt lagen mehrere Waffen.

Ein Dolch, ein Krummschwert, zwei Revolver. Der Knabe schien sich trotz seiner Macht doch sehr unsicher zu fühlen. Als er die überraschten Blicke wahrnahm, verzog sich sein Gesicht in die Breite.

»Niemand kommt an mich heran.« Fast streichelnd hob er einen der beiden Revolver hoch. Die Waffe hatte einen Schalldämpfer, deshalb auch der lange Lauf. Der Sultan zielte kurz und schoss.

Die Kugel raste aus der Waffe und erwischte haargenau das anvisierte Ziel.

Es war eine Scheibe an der Wand, bestehend aus einem weichen Kunststoff, der die Aufprallwucht der Geschosse abfing. Ein Zielkranz war dort abgebildet und zeigte im Zentrum bereits mehrere

Einschüsse. Ein neuer kam jetzt hinzu.

Man konnte sagen, was man wollte, aber zu schießen verstand der Sultan. Seine Treffer lagen dicht nebeneinander.

Durch den Schalldämpfer hatte es kaum ein Geräusch gegeben, und Glenda dachte an die Waffen.

»Ja, die müssten wir kriegen.«

»Daran habe ich auch gedacht.«

»Ich werde ganz kribbelig, wenn ich…«

»Ruhe!«, schnaubte der Sultan. Er fuchtelte mit der Waffe, bevor er sie auf die Frauen richtete. »Ihr werdet nur sprechen, wenn ich euch frage. Compris?«

»Ja, verstanden.«

»Gut.« Er senkte die Waffe, legte sie wieder weg und konzentrierte sich auf seine neue Errungenschaften. Auf seinem Gesicht ging die Sonne auf. Es sollte wohl ein Lächeln sein, doch die Frauen empfanden es einfach als widerlich.

Als er sich erhob und den Kopf dabei bewegte, fingen die Diamanten auf dem Brillengestell an zu glänzen und versprühten ein kaltes Feuer.

Er stierte sie an. Von der Größe her erreichte er die beiden Frauen nicht. Sein Mund bewegte sich schlabbernd, als er davon sprach, dass man ihn mit den Bildern nicht belogen hatte.

Jane hörte kaum hin. Sie versuchte sich vorzustellen, wie der Mann wohl mit einem Turban auf dem Kopf aussah. Bestimmt noch lächerlicher als jetzt, wo er die wenigen Haare von rechts nach links gekämmt hatte, damit es nach mehr aussah.

»Wieso auf dem Bild?«, fragte Jane. »Ja, ich habe euch dort gesehen.«

»Wir haben Ihnen keine Fotos geschickt.«

»Ich weiß, ich weiß!«, hechelte er. »Aber ich habe Freunde, versteht ihr? Freunde…«

»Wer war es denn? Wie heißt Ihr Freund?«

Der Sultan schüttelte sich wie unter einem Anfall. »Ein Freund, einer der es gut mir meint. Wenn ich euch so anschaue, hat er es sehr gut gemeint.«

»Sollen wir ihm von dem Vampir erzählen?«, fragte Glenda sehr leise. »Möglicherweise bringt ihn das aus der Fassung.«

»Das glaube ich nicht.«

»Redet nicht.« Hamid regte sich auf. »Ihr seid neu, deshalb will ich euch verzeihen. Ich habe viele Frauen, die genau Bescheid wissen, wann sie zu reden haben. Wer mir widerspricht, der bekommt es mit Mongo Pasha zu tun.« In seine Augen trat ein Glanz, vor dem die Frauen erschraken. Dieser Ausdruck ließ darauf schließen, dass der Sultan es als Spaß ansah, wenn seine Frauen oder wer auch immer gedemütigt wurden und möglicherweise vor Schmerzen schrieen.

Er trat vor und drückte seinen Zeigefinger in das Tal zwischen

Glendas Brüsten. »Du wirst dich ausziehen«, verlangte er. »Du zuerst, dann sie. Wir werden danach ein erfrischendes Bad nehmen und uns anschließend auf den Kissen ausbreiten.« Er deutete mit beiden Armen in die Runde. Platz genug war auf dieser Spielwiese.

Die dunkelhaarige Glenda schauderte zusammen. Bisher hatte sie es nicht wahrhaben wollen, sah aber nun ihren Verdacht bestätigt und hielt sich nur mühsam unter Kontrolle. Am liebsten hätte sie in das feiste Gesicht dieses Orientalen hineingeschlagen, aber dies wäre wohl einem Todesurteil gleichgekommen. Möglicherweise gab es noch ein Chance, deshalb hielt sie sich auch zurück.

Obwohl der Raum schon hallenartige Ausmaße hatte, gab es nur einen sichtbaren Ein- oder Ausgang. Die Frauen gingen davon aus, dass hinter der Tür Mongo Pasha als Aufpasser lauerte.

»Ich werde dich ausziehen«, sagte der Sultan. »Ich werde es genießen, wenn du…«

Das leise Quietschen einer sich öffnenden Tür ließ ihn verstummen. Das Geräusch kam nicht von der von Mongo Pascha bewachten Hallentür, sondern vom Bad. An der rechten Seite entstand eine Lücke, und eine männliche Gestalt schob sich in das abgedunkelte Bad.

Noch ein Wächter?

Beide Frauen schauten hin, auch der Sultan, er aber hatte sich umdrehen müssen.

Plötzlich lachte er wie ein Kind auf. Auch das Händeklatschen wirkte bei ihm kindisch.

»Da kommt er ja. Da kommt mein Freund. Ihr werdet ihn sehen können. Ja, freut euch.«

Die Frauen schwiegen. Aber beiden brach der Schweiß aus allen Poren, denn die erste fürchterliche Ahnung bestätigte sich bei ihnen zur Gewissheit.

Die dunkel gekleidete Gestalt mit den ebenfalls dunklen Haaren und dem blassen Gesicht schien über dem Boden zu schweben. Bei jedem Schritt, den sie zurücklegte, zeichnete sich das Mal auf ihrer Stirn deutlicher hervor.

Es war ein Buchstabe, blutrot und genau das Zeichen, auf das ein Mann so stolz war.

Das D für Dracula!

Denn dieser Mann hatte die Nachfolge des Blutsaugers angetreten. Er war Dracula II alias Will Mallmann, ehemaliger Kommissar beim deutschen Bundeskriminalamt…

***

Weder Glenda noch Jane brachten es fertig, auch nur ein Wort zu sprechen. Zu schlimm war die Überraschung gewesen, denn mit Will

Mallmann hatten sie nicht gerechnet.
Es war das Grauen schlechthin. Der Bote der Finsternis, ein Blutsauger der allerersten Garnitur, ein Wesen, das sich wie ein Mensch bewegte, aber kein Mensch war, sondern ein Geschöpf der Nacht.
Mallmann und der Sultan waren Freunde, arbeiteten zusammen. Glenda und Jane wussten jetzt, wer Abdul Hamid die Bilder gezeigt hatte. Das konnte nur Mallmann gewesen sein.
Hier in der Wüste zog er also seine Fäden. Nach hierher hatte es ihn verschlagen, und beide Gefangenen wurden von einem Schwindel erfasst, der dieses Wissen begleitete. Sie wünschten sich, in ein tiefes Loch zu fallen, alles zu vergessen, nur nichts mehr von diesem fürchterlichen Schrecken zu erleben, der mit jedem Schritt näher an sie herankam und den Tod brachte. Ein bleiches Gesicht unter dem schwarzen Haar, ein grelles und dunkelrotes D auf der Stirn, einen Blutstein als Schutz bei sich tragend, das war Dracula II, wohl der einzige Vampir, dem geweihtes Silber nichts anhaben konnte.
Er kam näher, lächelte schmallippig und genoss es, die Frauen in einer derartigen Lage zu sehen.
Selbst der Sultan schien vor ihm Respekt zu haben, denn er trat zur Seite und nahm wieder seinen Lieblingsplatz ein, um Mallmann das Feld zu überlassen.
Die Harems-Atmosphäre war verschwunden. Mallmann verbreitete die Kälte des Todes, den eisigen Hauch, den jemand nur aus dem Grab mitbringen konnte, der ihn stets unsichtbar, aber trotzdem merkbar begleitete.
Nur zwei Schritte vor den Frauen blieb Mallmann stehen. Glenda war wieder zurückgegangen, damit sie mit Jane Collins auf einer Höhe stand. Sie atmeten schwer, schauten in die Augen des Blutsaugers und entdeckten darin die reine Gier.
Aber Mallmann ließ sich Zeit. Er genoss es, den Schrecken und die Angst zu erleben, wobei er zusätzlich noch eine linkische Verbeugung andeutete, bevor er den Kopf mit den scharf geschnittenen Gesichtszügen anhob, aus dem die leicht gekrümmte Römernase besonders hervorstach.
»So also sieht man sich wieder, ihr beiden. Wie schön für mich, wie schön für uns…«
»Bestimmt nicht!« Jane Collins hatte Mühe, überhaupt zu sprechen. Ihre Kehle saß zu.
»Wieso nicht?« Mallmann lächelte süffisant. »Wollt ihr denn nicht meine Bräute werden?«
»Das hatten wir nicht vor.«
»Doch, Jane Collins, doch. Gerade dich habe ich auserwählt. Bei uns steht noch eine Rechnung offen. Du hast mir damals etwas angetan.

Durch dich bin ich nicht mehr an Sinclairs Mutter herangekommen. Etwas, das ich noch nachholen muss. Heute aber ist niemand in der Nähe, der dir und Glenda zur Seite stehen kann, wenn ich mich über euch hermache, um das frische Blut zu trinken.«

»Irrtum, Mallmann du vergisst den Sultan!«

»Tatsächlich?«

»Genau. Wir sind für ihn, hast du das vergessen?« Natürlich wusste Jane, dass ihre Worte auf einem sehr dünnen Boden standen, aber sie wollte Mallmann aus der Reserve locken und alles wissen.

»Er ist mein Freund.« Mallmann schaute zu Hamid hin und lächelte dabei. Der Sultan, der nichts von der Unterhaltung verstand, glaubte, dass lobend über ihn geredet worden war, lächelte ebenfalls und nickte Mallmann freundlich zu.

»Weiß denn dein Freund, mit wem er sich eingelassen hat?«, fragte Jane weiter.

»Er hat Vertrauen zu mir.«

»Aber ist er auch darüber informiert, dass du dich vom Blut anderer Menschen ernährst? Dass du ein Blutsauger bist?«

Der Vampir lächelte kalt. »Muss er das denn, frage ich euch? Ist das wichtig?«

Weiter brauchte sich Mallmann über dieses Thema nicht auszulassen. Jane und Glenda waren informiert. Abdul Hamid ahnte nicht einmal, welchen Kuckuck er sich in das Nest geholt hatte. Sein Vertrauen zu Mallmann war hundertprozentig. Und jetzt, wo Jane und Glenda leibhaftig vor ihm standen, wohl noch um einige Prozente größer.

»Das dachte ich mir«, sagte Jane. »Wie wir erkennen konnten, hast du deine Spuren hinterlassen.«

Dracula II nickte voller Stolz. »Das habe ich in der Tat. Einige Dienerinnen gehören schon zu mir. Sie sind bereits meine Bräute geworden. Und sie werden nicht ruhen, bis alle Frauen zu unserem Kreis gehören.«

»Der ganze Harem?«, fragte Glenda.

»So ist es.«

»Und dann?«

»Geht es weiter. Dann werde ich sie freilassen, damit sie sich der Männer annehmen. Auch die Wächter dieser Oase sollen in den Genuss kommen, sich zu meiner Dienerschaft zählen zu können. Ist das nicht alles wunderbar? Ist das nicht ein großer, gewaltiger Plan? Ich schlage zwei Fliegen mit einer Klappe, bekomme euch und noch zahlreiche Diener dazu. Der Beginn meines Reiches ist gemacht. Irgendwann werde ich es ausbauen, dann kehre ich wieder zurück in ein anderes Land.«

»Rumänien?«

»Sicher. Ich bin vertrieben worden. Aber allmählich beruhigen sich

die Verhältnisse dort. Ich werde bald wieder agieren und herrschen können. Diese kleine Fluchtburg hier war einfach ideal. Ich konnte an ihr nicht vorübergehen.«

»Das wird dir der Sultan aber verdammt übel nehmen, Mallmann!«

Dracula II lachte nur kalt. »Glaubt ihr tatsächlich, dass er für meine Pläne ein Hindernis darstellt? Glaubt ihr das? Ich nicht. Ich kann mit ihm klar kommen.«

»Was wird er sagen, wenn er erfährt, wer tatsächlich hinter deiner lächelnden Maske steckt?«

»Nichts wird er sagen.«

»Das glaube ich nicht.«

Mallmann schaute Jane an. Er strich über seine Stirn, wo das Zeichen merklich blasser geworden war. »Ich habe zwar meinen Zeitplan anders eingeteilt, in Anbetracht gewisser Veränderungen bin ich jedoch bereit, ihn zu verschieben. Die Dunkelheit wird in einer guten halben Stunde hereinbrechen. So lange möchte ich nicht warten, denn auch Hamid soll endgültig zu mir gehören.«

»Du willst sein Blut…«

»Trinken, Jane, jawohl, ich werde es trinken.«

»Das ist…«

»Sei ruhig, Glenda!«

Sie schwieg sofort, schaute ebenso wie Jane auf Abdul Hamid, der nichts verstanden hatte, sich aber sichtlich wohl fühlte, was an seinem Gesicht abzulesen war.

Er freute sich einfach. Seine Pläne stimmten, sie gingen auf, und er würde bald zwei neue Perlen in sein Frauenhaus einreihen können. Er stellte seine Frage auf Französisch. »Was sagen die beiden? Haben sie sich gewundert?«

Mallmann grinste kalt. »Und ob, mein Freund. Sie sind einfach überrascht worden.«

»Das dachte ich mir.« Der Sultan rieb seine Hände. »Es muss einfach so sein, finde ich. Ich bin der Herrscher, ich gewinne immer. Wann lässt du mich mit ihnen allein, Freund aus Europa?«

»Gleich, wenn es finster ist.«

»Irrtum!«, sprach Jane Collins scharf dazwischen. »Er wird dich töten, Sultan! Er wird dich vernichten. Er wird dich zu einem blutsaugenden Monstrum machen, weil er dir zuvor selbst das Blut aus den Adern schlürft. Das ist dein Schicksal. So sieht es aus, so und nicht anders.«

Abdul Hamid blies die Wangen auf. »Das ist unerhört! Wie kannst du so etwas sagen? Er ist mein Freund!«

»Wir werden…«

»Gar nichts werden wir!«, unterbrach Mallmann die Detektivin mit scharfer Stimme. »Falls du es nicht wissen solltest, die Falle ist zu.

Endgültig ist sie geschlossen. Dieser dumme Kerl weiß nicht, dass er mir in die Falle gelaufen ist. Er wird noch lächeln, wenn ich ihm in den Hals beiße. Lächeln wird er…«

Jane konnte nicht einmal widersprechen, weil sie genau wusste, dass Mallmann Recht hatte. Einen so ahnungslosen Kerl wie den Sultan zu überrumpeln war ein Kinderspiel. Abdul Hamid hatte bisher nie mit Widerstand zu kämpfen gehabt und würde auch jetzt tölpelhaft in die Falle des Vampirs laufen.

Seine wahren Feinde sah er in den beiden Frauen. Nie zuvor hatten es seine Gespielinnen gewagt, in einem derartigen Ton mit ihm zu reden. Das wurde ihm erst jetzt klar.

Er schrie einen Fluch und schnappte sich einen der beiden Revolver. Mit beiden Händen hielt er die Waffe fest, weil er so zitterte. »Ich werde dir ins Bein schießen!«, brüllte er. »In die Wade, dann kann ich noch immer mit dir…«

Mallmann mischte sich ein. Er hob beide Hände und lächelte wie ein gütiger Vater, während in seinen dunklen Augen das Eis glitzerte. »Was willst du dich mit Frauen abgeben? Höre mir zu, was ich dir zu sagen habe, Sultan.«

Der Orientale rollte mit den Augen. Die Diamanten in seinem Brillengestell funkelten. »Was denn?«

»Das brauchen die beiden nicht zu hören. Ich werde es dir ins Ohr flüstern.«

»Ah ja, das ist gut.« Er legte die Waffe wieder weg und neigte sich zur Seite.

»Ich fürchte, dass es gleich so weit ist«, hauchte Glenda Perkins. »Dann beißt er zu!«

»Hamid will keine Lehre annehmen.«

»Mist. Und was tun wir?«

»Mal sehen, dass wir an die Waffen kommen.«

»Gegen Vampire?«

»Ich weiß, es ist nicht optimal. Aber was sollen wir machen? Vielleicht gibt es auch andere Gegner hier. Ich rechne mittlerweile mit dem Schlimmsten.«

»Okay, wie du willst.«

Mallmann hatte einen Bogen geschlagen. Der Sultan war ahnungslos. Er schaufelte jetzt Rosinen in seinen weit geöffneten Mund.

Mallmann grinste den Frauen zu. Dass sie auf dem Sprung standen, war ihnen anzusehen, aber sie hatten keine Chance. Dennoch schielten beide dorthin, wo Mallmann hergekommen war. Da befand sich eine Tür, die in andere Gemächer führte. Möglicherweise konnten sie dort verschwinden, bevor es eskalierte.

»Noch eines«, sagte Dracula II. »Solltet ihr mit dem Gedanken spielen, zu fliehen, könnt ihr das tun. Ihr werdet nur nicht weit

kommen. Meine Diener sind unterwegs, um auch den Rest zu holen. Ihr werdet nur auf Blutsauger stoßen.«

Jane wollte etwas sagen. Ihre Stimme jedoch erstickte vor Wut.

Neben ihr stand Glenda. Und sie hatte Tränen in den Augen.

Mallmann blieb neben dem Sultan stehen. Der legte den Kopf leicht schief und drückte ihn zurück, weil er in das Gesicht des Vampirs sehen wollte.

Noch hatte er nichts von dessen Vampirzähnen entdeckt. Mallmann sprach gelassen mit ihm. »Du bist hier der Herrscher, aber du brauchst manchmal auch Rat.«

»Ja, das brauche ich.« Hamid nickte. »Ich kann nicht alles allein machen. Mir ergeht es da wie dem König.«

»Genau. Und deshalb will ich dir sagen, welche Spielchen die beiden Frauen am liebsten haben.«

»Ach, das weißt du?«

»Sicher.« Mallmann blickte in die gierig glänzenden Augen des Orientalen. »Ich kenne sie sehr gut. Hätte ich sie dir sonst ans Herz gelegt, mein Freund?«

»Bestimmt nicht.«

»Siehst du!« Mallmann beugte sich nach unten, und Abdul Hamid legte seinen Kopf noch schiefer, damit der Vampir in sein Ohr flüstern konnte.

»Der ist irre«, stieß Glenda hervor. »Der merkt nicht mal was, verdammt.«

»Wieso auch?«

Mallmann beugte sich noch tiefer. Er sprach dabei und lullte den Sultan durch die Worte ein.

Plötzlich öffnete er den Mund. Sein Kopf befand sich in einer Lage, die es Hamid unmöglich machte, etwas zu erkennen.

Erst jetzt zog Mallmann die Lippen zurück und schielte dabei auf die beiden Gefangenen. Es kam ihnen vor, als würde der Vampir lächeln. Er machte sich einen Spaß daraus, die Vorbereitungen für seine grausame Tat in die Länge zu ziehen.

Jane und Glenda sagten nichts. Es hatte keinen Sinn mehr, den Sultan warnen zu wollen. Der hätte sowieso nie auf sie gehört, denn Mallmann genoss sein vollstes Vertrauen.

Zwar lagen die Revolver, der Dolch und auch das schmale Schwert in Reichweite und mit einem Sprung hätten sie die Waffen erreichen können, aber was brachte das?

Nichts. Gegen Mallmann hätten sie mit den normalen Kugeln nichts ausrichten können. Sie hätten den Blutsauger nur noch mehr gereizt.

Also blieben sie stehen und lauschten den Atemzügen des Sultans, dessen Augen sich hektisch hinter den Gläsern der kostbaren Brille bewegten, ein Zeichen seiner Nervosität.

Durch das langsame Zurückziehen der Lippen waren die beiden Zähne erschienen.

Überlang, dolchspitz…

Gefährliche Hauer, für die ein Stück Haut kein Hindernis darstellte.

Wie jetzt!

Er rammte seinen Kopf nach unten und schlug die Zähne in den Hals des Sultans.

Nicht nur der schrak zusammen, auch die beiden Frauen konnten nicht starr zuschauen. Glenda Perkins hatte das Gefühl, als wäre sie selbst gebissen worden. Sie führte ihre Hand gegen den Hals, und Jane schloss für einen Moment die Augen, stand starr, aber über ihren Rücken rann schon der Schauer einer kalten Haut.

Der Sultan sank zurück. Er hatte den Mund geöffnet. Die Brille war verrutscht. Ein Auge lag frei.

Darin schimmerte die Überraschung dieses plötzlichen Bisses, denn damit hatte er auf keinen Fall gerechnet. Ob er wusste, was ihm bevorstand, war ihm nicht anzumerken. Jedenfalls ließ Mallmann ihn nicht los. Seine Lippen klebten am Hals des Mannes, und das untere Gesicht zuckte dabei, als er saugte und den Kopf nickend bewegte.

Glenda verzog die Lippen, als sie die schmatzenden Geräusche wahrnahm. Saugen und Schmatzen, das war es, was die Blutsauger von sich gaben, wenn sie an ihren Opfern hingen.

Sie wäre für ihr Leben gern weggelaufen, aber sie war nicht in der Lage, sich von der Stelle zu bewegen. Etwas zwang sie, stehen zu bleiben und gleichzeitig den Vorgang zu beobachten.

Anders Jane.

Sie hatte sich bereits auf die veränderte Situation eingestellt, huschte auf den Tisch zu, wo die Waffen lagen, und riss die beiden Revolver an sich.

Einen warf sie Glenda zu. Die reagierte nicht schnell genug. Der Revolver fiel zu Boden und rutschte auf ein Kissen, wo er liegen blieb. Glenda bückte sich, hob die Waffe auf, zielte unbewusst auf Mallmann, ohne allerdings zu schießen.

Der Vampir saugte noch immer. Seine Haltung blieb gebückt, nur die des Sultans hatte sich verändert, denn er war zur Seite gesunken und wäre aus dem Sessel gekippt, hätte ihn Will Mallmann nicht gehalten. Die Farbe war aus seinem Gesicht gewichen, die Brille verschwunden. Das kostbare Stück lag in der Nähe, von keinem mehr beachtet. Von nun an würde Abdul Hamid andere Sorgen haben. Als Vampir brauchte er Blut, um seine Kraft zu erhalten.

Glenda schlich auf Jane Collins zu. »Was sollen wir denn jetzt tun? Fliehen?«

»Sicher.«

»Weißt du auch wohin?«

»Raus aus dieser verdammten Oase.«
»Klar, die Wächter…«
»Wir müssen uns irgendwo verstecken, Glenda. Vielleicht gibt es Stellen, wo wir das können.«
»Man wird uns finden!«, flüsterte Glenda. »Die Vampire riechen doch genau, wo sie hingehen müssen.«
»Ich weiß es doch auch nicht.« Jane atmete heftig. »Es kann sein, dass nicht alle zu den Vampiren gehören. Die müssen wir finden und mobilisieren. Es gibt hier bestimmt einen Fuhrpark, denn zu Fuß wird wohl keiner das Gelände hier verlassen und durch die Wüste wandern. Einen anderen Plan habe ich nicht. Du?«
»Nein.« Glenda strich sich über die Stirn. »Ich weiß auch nicht, was mit mir los ist. Ich habe schließlich einiges hinter mir. Gefährliche Abenteuer, aber jetzt…«
»Nicht in Form?«
»So ungefähr.«
Jane wollte Glenda anfassen und sie auf die Tür zuziehen, als sich Mallmanns Lippen mit einem letzten schmatzenden Laut vom Hals des Opfers lösten und er aufschaute. Auf seiner Stirn trat das D überdeutlich hervor, als wollte es dokumentieren, dass der Körper wieder mit Blut gefüllt war.
Die gesamte Umgebung des Mundes war blutverschmiert. Die Streifen reichten bis zu den Wangen, und Mallmann hob mit einer bewusst langsamen Bewegung den Arm, um das Blut mit seinem gekrümmten Finger wieder abzuwischen.
Er leckte über seine Lippen.
»Er genießt es!«, keuchte Glenda angeekelt. »Diese Bestie genießt es bis zum letzten Augenblick.«
Mallmann nickte. Er hatte die Worte gehört. »Ja, ich genieße es«, erklärte er, wobei die Frauen den Eindruck hatten, dass sich seine Stimme richtig satt anhörte. Satt und zufrieden. »Es musste sein. Ich brauchte das Blut. Aber das kennt ihr.«
Jane Collins blieb relativ gelassen, als sie sagte: »Dann haben wir ja noch eine Galgenfrist.«
»Wer weiß…«
Glenda schaute auf den Sultan. Abdul Hamid lag unbeweglich in seinem Sitzpolster. Sie wusste nicht, wann er die Kraft fand, sich zu bewegen und aufzustehen, bis dahin aber wollten sie den Raum verlassen und sich ein Versteck gesucht haben. Es war für Mallmann nicht schwer, ihre Gedanken zu erraten. Bevor er zu ihnen kam, sprach er sie an. »Ich weiß, dass ihr Gefangene seid. Ihr bewegt euch im Bereich des Harems, wo ihr als Gefangene zu leben habt. Die Nacht ist lang, und es wird eine sehr grausame Nacht werden, das kann ich euch versprechen. Eine Nacht der Angst, der drückenden Furcht.

Hinter jeder Säule, hinter jedem Pfeiler, hinter jeder Ecke kann das Verderben lauern. Eines aber verspreche ich euch. Noch vor Sonnenaufgang und dem Verschwinden des Vollmonds wird es euch erwischt haben. So sind die Regeln. Ich werde euch jetzt verlassen und mich um meine Diener kümmern. Ich werde ihnen sagen, dass es zwei neue, mit Blut gefüllte Menschen gibt, auf die sie Jagd machen können. Und wenn sie euch haben, gehört ihr endgültig mir.« Aus reiner Vorfreude leckte er die letzten Blutstropfen von den Lippen. Sein grausames Lächeln blieb, die Augen funkelten, und er sprach davon, dass er Spaß haben wollte, sehr viel Spaß sogar.

»Dann tu es sofort!«, schrie Jane. Sie richtete die Waffe auf den Blutsauger, ohne Mallmann damit beeindrucken zu können.

»Nein, ich habe Zeit. Ich will meine Rache genießen. Vor allen Dingen bei dir, Jane. Ich habe nicht vergessen, dass du es gewesen bist, die Sinclairs Mutter rettete.«

»Ja, Sinclair!«, schrie Jane. »John Sinclair. Ihn und Suko hast du in deiner Rechnung vergessen.«

»Tatsächlich?«

»Natürlich. Oder meinst du nicht, dass die beiden versuchen werden, uns zu finden?«

Mallmann überlegte, bevor er es zugab. »Doch, das stimmt. Das ist sicherlich wahr. Nur werden sie keine Chance haben, überhaupt keine. Sie wissen nicht, wo ihr seid. Es gibt keine Spuren, gar nichts. Es ist alles ausgelöscht. Sie werden sich im Kreise drehen. Und wer denkt schon an ein verlassenes Wüstental im marokkanischen Atlas-Gebirge? Ich bestätige den beiden sehr viel Fantasie, aber das ist einfach zu viel verlangt, wenn ihr versteht.«

Glenda wollte es nicht wahrhaben. »Ich glaube, du kennst die beiden nicht. Mallmann. Vergiss nie, dass sie…«

Der Vampir winkte ab. »Und wenn schon. Wenn sie hier erscheinen, was können sie schon ausrichten? Das Paradies ist bewacht wie eine Festung, nicht allein von Wächtern oder Soldaten. Mittlerweile sind sie zu Vampiren geworden. Zumindest die Hälfte von ihnen, und die andere Hälfte wird es bald sein.«

Es waren Worte, die beide Frauen schockierten, weil Mallmann sie mit einer für sie schlimmen Sicherheit angesprochen hatte.

Dann ging er. Sicherheitshalber traten die Frauen zurück, was Mallmann zu einem Lachen veranlasste. »Keine Sorge, ich werde euch schon nichts tun, noch nichts. Die Zeit ist noch nicht reif, aber bald. Ich will euch einzig und allein die Angst nehmen. Die Angst vor dem Verschwinden des Mondes, vor dem Erscheinen der Sonne.« Er sprach flüsternd, jedes Wort betonend.

»Das wäre auch für dich fatal!«, gab Jane zurück. »Magst du dir auch noch so mächtig vorkommen, die grelle Wüstensonne kann auch einen

Vampir wie dich zu Staub zerfallen lassen.«

Mallmann leckte wieder über seine Lippen. Dann schüttelte er leicht den Kopf und holte den Blutstein aus der Tasche. Auf der offenen Handfläche ließ er ihn liegen.

Er schimmerte in einem dunklen Rot und sah aus, als wäre Blut gefroren. »Seht ihn euch genau an! Es ist der Stein, den mir euer John Sinclair gab. Er sorgt dafür, dass ich so gut wie unbesiegbar bin. Das Blut der uralten Vampire ist in ihm konzentriert. Wer ihn besitzt, ist allen Menschen überlegen. Allen!«, rief er vor dem Lachen, das ihn auch auf seinem Weg zur Tür begleitete. Er verließ den Raum dort, wo Glenda und Jane ihn betreten hatten.

Dann war es still…

***

Es vergingen Sekunden, bevor sich die beiden Frauen so weit erholt hatten, dass sie realistisch über ihre Lage nachdenken konnten. Glenda strich ihre Haare zurück und merkte dabei, dass die Handflächen feucht geworden waren, als hätte jemand eine Mischung aus Öl und Wasser über sie gekippt.

Jane Collins schritt durch die Pracht, vorbei am Teich, der durch den Springbrunnen gespeist wurde.

Sie entdeckte hinter einem Vorhang ein Fenster, schlug gegen die Scheibe und stellte fest, dass sie verdammt dick war.

»Panzerglas?«, fragte Glenda. »Es sieht so aus.«

»Dann sitzen wir fest.«

»Hast du etwas anderes erwartet?«

»Nein.« Glenda schaute zu Boden. »Nur frage ich mich, ob es wirklich keinen gibt, auf den wir uns verlassen können. Der nicht zu den verdammten Blutsaugern gehört.«

»Doch!«, rief Jane. »Es gibt ihn. Mongo Pasha. Er scheint die Vampire zu hassen. Hätte er sonst vor unseren Augen die Blutsaugerin getötet? Er muss sie hassen.«

Erst staunte Glenda, dann nickte sie. »Ja, Jane, ja, das ist unsere Chance. Vorausgesetzt…«

Jane sprach den Satz zu Ende. »Es hat ihn nicht erwischt.«

»Ja.« Glenda konnte ein schrill klingendes Lachen nicht unterdrücken. »Himmel, wenn ich daran denke, wird mir ganz anders.« Sie schüttelte sich. »Dass ich mich mal auf einen Haremswächter verlassen muss, hätte ich auch nicht gedacht.«

Jane Collins warf dem Sultan einen Blick zu, der sich noch nicht rührte. Wie eine schlaffe, übergewichtige Puppe hing er in seinem Sitzkissen. Die Bissstellen zeichneten sich deutlich an seinem Hals ab. Von ihnen aus liefen zwei rote Fäden über die Haut, bevor sie im Stoff seines Hemds versickerten.

Selbst die Stille zerrte an ihren Nerven. Bei ihnen kam das Gefühl auf, allein zu sein und gleichzeitig von zahlreichen Augenpaaren beobachtet zu werden.

»Hätte ich jetzt einen zugespitzten Eichenpflock!«, flüsterte Glenda. »Himmel, ich würde es tun. Ich würde ihn mitten in das Herz des Blutsaugers hineinrammen!«

Jane war skeptisch. »Könntest du das wirklich? Einfach so?«

Glenda atmete zischend aus. »Verflixt, ich weiß es nicht. Ich - ich weiß es einfach nicht.«

»Genau das meine ich.« Sie legte Glenda eine Hand auf die Schulter. »Hör zu, es hat keinen Sinn, dass wir durch die Gänge und Räume irren, um nach einer Hilfe Ausschau zu halten. Wir müssen einfach sehen, dass wir rauskommen. Das ist unsere einzige Chance. In der Wüste können wir uns verstecken. Es ist dunkel, da schaffen wir sicherlich einige Meilen, bevor die Sonne aufgeht.«

»Und dann, Jane?«

»So weit sind wir noch nicht.« Natürlich kannte auch Jane die Gefahren, die ihnen drohten. Von der sengenden Sonne, die ihnen den letzten Tropfen Schweiß aus den Adern saugen und sie regelrecht austrocknen würde.

»Einen Wagen«, murmelte Glenda. »Wenn wir ihn kapern könnten, hätten wir doch eine Chance.«

Hoffnungsfroh schaute sie der Freundin ins Gesicht und sah deren Nicken.

»Das hätten wir bestimmt. Ich bin mir auch nicht sicher, ob sich der Sultan und seine Leute hier nur auf Autos verlassen oder sich nicht mit Hubschraubern fortbewegen.«

»Meinst du?«

»Sicher. Danach sollten wir Ausschau halten und…«

Ein schweres Röcheln unterbrach sie. In den letzten Minuten hatten sich die Frauen nur mit ihrer eventuellen Flucht beschäftigt und vergessen, dass es noch einen Blutsauger gab, der sich in der Nähe aufhielt. Jetzt machte er sich bemerkbar, denn Abdul Hamid erwachte aus seinem tiefen, unnatürlichen Schlaf.

Schwerfällig richtete er sich auf. Er öffnete dabei den Mund, so dass die obere Zahnreihe zu sehen war.

Aus dem Oberkiefer ragten die Spitzen hervor. Klein, wie geschliffen wirkend.

Krumme Messer…

Noch war er nicht richtig da, aber als Vampir würde er das Blut der Opfer riechen.

Frisches Blut…

Jane zerrte Glenda weg. Keine Sekunde länger konnten sie es riskieren, in der Nähe des Blutsaugers zu bleiben: Allerdings gingen

sie einen anderen Weg. Die Tür neben dem Bad war ihr Ziel. Von dort hatte Mallmann den Raum betreten.

Als sich der Vampir aufrichtete, lag Janes Hand bereits auf dem vergoldeten Knauf. Sie hoffte, dass die Tür nicht abgeschlossen war, und ihr fiel ein Stein vom Herzen, denn sie schwang ihr bei dem ersten leichten Zug entgegen.

Auch Glenda stöhnte zufrieden auf, obwohl diese Flucht nicht einmal ein Zehntel der Miete war. So lautlos wie möglich schlossen sie die Tür hinter sich, darauf hoffend, dass der Sultan sie und ihre Flucht noch nicht bemerkt hatte.

Ein breiter, nicht sehr langer Gang nahm sie auf. Er war an den Seiten durch kostbare Stofftapeten geschmückt. Diese zeigten Motive aus der orientalischen Märchenwelt. Der Teppich unter ihren Füßen schluckte die Schrittgeräusche.

Der Gang endete an einer Tür, die ihnen als einziger Ausweg blieb. Die Revolver hatten sie in die Gürtel gesteckt. Obwohl sie mit ihnen gegen die Blutsauger nichts ausrichten konnten, wollten sie nicht auf die Waffen verzichten. Ein gewisses Gefühl der Sicherheit gaben sie ihnen schon.

»Frag mich nicht, was dahinter liegt«, flüsterte Glenda Perkins, »ich weiß es nicht.«

Jane lachte nur. »Was kann uns denn noch überraschen? Nichts mehr.«

»Dann zieh sie auf.«

Jane öffnete sie behutsam. Beide hörten die schmeichelnde Musik, die ihnen entgegenwehte. Es waren zwar fremde Klänge, dennoch taten sie ihren Ohren irgendwo wohl und füllten die Köpfe voll aus.

»Das ist wie im Märchen«, hauchte Glenda.

Sie hatte nicht übertrieben. Vor ihnen lag ein gewaltiger Saal, ein riesiges Gemach, der zentrale Punkt, das Frauenhaus, in dem sich die Gespielinnen des Sultans aufhielten. Zur Frontseite hin war der Raum offen. Die Frauen konnten direkt in den blühenden Garten gehen, einen Innenhof, bei dem die Mauern geschickt versteckt oder durch Kletterpflanzen kaschiert waren.

Üppig war auch die Ausstattung des Gemachs. Kissen, Bänke, wieder die von prächtigen Blumen umstandenen Teiche, aber auch ein kleines Badebecken war vorhanden.

Es gab natürliche Nischen, abgeschirmt durch Hecken. Und sogar Fernsehapparate, von denen keiner in Betrieb war.

Tagsüber schien die Sonne in den Innenhof. In der Nacht strahlte das Mondlicht vom Himmel.

Mallmann hatte nicht gelogen. Der Erdtrabant stand wie ein gezeichneter Kreis am sternenübersäten Firmament, ein gelbes Auge, das in die Tiefe schaute und beobachtete.

»Das habe ich nicht erwartet«, flüsterte Glenda. »Nein, beim besten Willen nicht.«

Jane hob die Schultern. Sie sah die Tatsachen nüchterner. »Vergiss nicht, wo du dich befindest.«

»In einem Märchen?«

»Kommt mir fast so vor.«

Sie gingen weiter und blieben nach fünf Schritten wieder stehen. Neben ihnen wuchs eine blühende Jasminhecke hoch. Die Blüten verbreiteten einen betäubenden Duft, den sie tief einsaugten.

»Und jetzt?«, fragte Glenda. »Hast du jemanden gesehen? Sind wir die Einzigen hier?«

»Es scheint so.«

»Das will mir nicht in den Kopf.« Glenda deutete an der Hecke vorbei. »Vielleicht sollten wir es mal draußen probieren.«

»Meinst du?«

»Ja, da ist das Freie. Wir wollen weg und…«

»Okay.«

Sie blieben zusammen, um sofort und gemeinsam reagieren zu können. Die Lampen wiesen Verzierungen auf. Ihre Schalen standen zumeist auf hohen Ständern, die eine flache Mulde bildeten, auf denen sich das Licht verteilen konnte.

Manchmal reichte es bis an die Decke, wo es einen schimmernden Schein hinterließ, als hätte dort jemand dünnen Stoff verteilt.

Kühle drang ihnen entgegen. Sie strömte aus dem nicht überdachten Innenhof. Die Kühle vermischte sich mit der Frische des Wassers, das auch tagsüber für eine Verträglichkeit der Temperatur sorgte. Es wurde von den Brunnen aus in zahlreiche Kanäle geleitet, die es dann wieder an die Quellen zurückbrachten. So war ein gewisser Kreislauf gewährleistet.

Kein Mensch hielt sich in ihrer Nähe auf. Der Garten lag in einer nahezu gespenstischen Ruhe.

Eigentlich hätten sie in der Stille die Schritte der Wächter hören müssen, doch kein Geräusch klang ihnen entgegen.

»Da ist einiges faul«, murmelte Glenda.

»Nicht nur einiges, eine ganze Menge.«

»Und wieso?«

Jane hob die Schultern. »Mallmann scheint Recht gehabt zu haben. Hier sind wohl sämtliche Anwesenden zu Vampiren geworden.« Jane blickte sich um. Erst jetzt entdeckte sie die zahlreichen Türen und Eingänge, die zu den Gemächern führten. Sie machte Glenda darauf aufmerksam.

»Hast du eine Erklärung?«

Glenda räusperte sich. »Die Frauen werden nicht hier schlafen. Die Türen könnten zu den Schlafräumen führen.«

»Das will ich wissen!«
»Du willst nachsehen?«
»Und ob. Allmählich denke ich wieder an Flucht. Ich muss etwas unternehmen, denn ich habe noch immer vor, Mallmann einen Streich zu spielen.«
»Okay.«
Jane hatte sich eine der größten Türen ausgesucht. Wenn nicht überhaupt die Breiteste. Sie traute sich noch nicht, den Raum zu betreten. Jane sprach zunächst mit Glenda das weitere Vorgehen ab.
»Bitte, bleib du hier. Deck mir den Rücken.«
»All right, mache ich. Bleibt die Tür offen?«
»Natürlich.« Jane lächelte. »Oder glaubst du, dass ich dich allein zurücklasse?«
»Ist schon okay.«
Sekunden später erlebten sie die nächste Überraschung. Der Raum war leer, aber er wies nicht auf das Schlafgemach einer Frau hin. Wenn hier jemand wohnte, dann ein Mann, der bestimmten Gelüsten nachging, denn beide Frauen erschraken vor den im Raum verteilten Folterinstrumenten, die aus blitzendem Stahl bestanden, damit sie keinen Rost ansetzen konnten.
»Wahnsinn!«, hauchte Glenda. »Oder träume ich?«
»Nein, du träumst nicht.« Jane ging auf einen Spiegel zu, und Glenda folgte ihr. Sie wollte plötzlich nicht mehr vor der Tür im Garten warten.
Die Blicke der dunkelhaarigen Frau streiften die Instrumente. Die Gänsehaut auf ihrem Rücken blieb, denn diesen Anblick konnte sie kaum ertragen.
Sie wusste nicht, wozu sie herhalten mussten, aber bei genauerem Hinsehen sah sie dunkle Flecken auf dem Material.
Das sah nach Blut aus…
Glenda schluckte. Sie sagte nichts mehr und schaute auf den Rücken ihrer Freundin, die vor dem Wandspiegel stehen geblieben war und sich darin betrachtete.
Der Spiegel war ziemlich groß, hatte einen vergoldeten Holzrahmen und eine etwas matte Fläche.
Dennoch zeichnete sich ihr Gesicht darin ab, auch wenn die Haare dabei einen leichten Grauschimmer zeigten, wie sie ihn nicht gewohnt war.
Jane stand unbeweglich vor dem Spiegel. Im Hintergrund sah sie Glenda und den Ausschnitt der Tür.
Dort bewegte sich etwas.
Glenda konnte es nicht wahrnehmen, aber Jane, weil sie eben in den Spiegel schaute.
Die Bewegung erfolgte in der Luft, eine längliche Gestalt zeichnete

sich ab, die keinerlei Kontakt zum Boden hatte. Noch konnte Jane sie nicht genau erkennen. Sekunden später hatte sich das Wesen in den Raum hineingeschoben, wurde schnell und huschte auf Jane Collins zu…

***

Es dauerte nicht mal eine Sekunde, bis sie die fremde Gestalt erfassen konnte.

Das Aussehen war schrecklich. Jane Collins wurde an eine Eidechse erinnert, die einen menschlichen Knochenschädel hatte, von dem Flügel abgingen, aus denen Knochenhände wuchsen. Der übrige Körper bestand ebenfalls aus Knochen, und durch die Bewegungen des Schwanzes konnte das Wesen seinen Flug steuern.

Aus dem Maul ragten die beiden Vampirzähne hervor. Bluthauer, die kein Pardon kannten.

Die Detektivin wusste nicht, was dieses Monster darstellen sollte. Allerdings befanden sich beide Frauen in Lebensgefahr, und ihr Schrei ließ auch Glenda herumfahren.

Da war das Monster schon bei ihr.

Es hätte Jane glatt erwischt. Sie aber duckte sich so tief wie möglich, und das fliegende Grauen huschte über sie hinweg, konnte den Flug nicht mehr stoppen und rammte mit seinem knöchernen Schädel genau in das Zentrum des Spiegels, wo das Glas mit dumpfen Geräuschen zerplatzte.

Sofort rannte Jane zurück. Das Monster hielt den Rahmen umklammert, als wollte es sich daran festhalten. Die Schreie zitterten durch den Raum. Sie hörten sich an, als hätten Hunderte von Grillen ein Konzert veranstaltet.

»Verdammt, was ist das?«, schrie Glenda.

»Ich weiß es nicht!« Jane stand neben der Freundin. Beide Frauen hatten ihre Waffen gezogen.

»Los, Glenda, schieß!«

Sie rissen die Revolver hoch, stützten ihre Schusshände ab und feuerten auf den fliegenden Vampir.

Schießen und treffen konnten beide. Das Zimmer war erfüllt vom Krachen der Waffen.

Die Geschosse jagten aus den Läufen. Sie erwischten nicht nur das Monster, sie hieben ebenfalls in den Spiegel und zerstörten ihn restlos.

Unter den Einschlägen zuckte das Wesen. Die Kugeln hatten auch den Rücken erwischt, wo sich Knochensplitter lösten und als kleine, bleiche Stücke durch die Luft flirrten.

Auch in die Flügel rissen die Kugeln Löcher, und das Monster stürzte ab.

»Weg!« Jane zerrte Glenda zurück. Sie wollte keine Sekunde länger in

diesem verdammten Raum bleiben, weil sie plötzlich nicht mehr daran glaubte, dass sie das Wesen mit normalen Kugeln töten konnte. Sie hatten es zwar zu Boden gedroschen, das war auch alles.

Beide Frauen taumelten auf die Tür zu. Jane prallte noch mit dem Rücken gegen den rechten Pfosten, unterdrückte den Schmerz und drehte sich hinaus.

Glenda schmetterte die Tür zu, dass sie im Rahmen erzitterte. Die Frauen wussten sehr genau, dass sie noch längst nicht in Sicherheit waren, und diese Furcht zeichnete sich auf ihren Gesichtern ab.

Rückwärts gingen sie, die Tür dabei im Auge behaltend. Fragen quälten sie, doch keine wagte es, das erste Wort zu sprechen. Zu tief saß noch der Schock.

Neben einer Bank blieben sie stehen. Sie war mit Kissen belegt, die wie aufgeblasene Ballons wirkten.

Glenda setzte sich nieder. »Hast du deine Waffe leer geschossen, Jane?«

»Nein.«

»Ich habe nur noch zwei Kugeln in der Trommel.«

»Ich drei.«

»Verdammt wenig.« Glenda stand wieder auf. »Kannst du mir sagen, was das war? Welch ein Untier segelt hier durch die Luft, zum Teufel? Ist es ein Vampir?«

»Ich weiß es nicht.«

Glenda starrte die Tür an. »Er wird kommen, Jane, das weiß ich genau. Er wird kommen, um das zu vollenden, was ihm nicht gelungen ist.« Sie räusperte sich. »Ich drehe hier bald durch, wenn das so weitergeht. Oder meinst du, dass sich Mallmann zu einer derart fürchterlichen Figur verwandeln kann?«

»Das glaube ich nicht.« Jane schaute sich während der Worte um. »Er muss in diesem Monstrum noch einen Helfer gehabt haben.«

»Schön. Fragt sich nur, wo der herkommt.«

»Das weiß ich auch nicht.«

Der Garten lag noch in einer völligen Stille. Die in das silberfarbene Mondlicht springenden Wasserfontänen glänzten wie kostbare Diamanten.

Hinter der geschlossenen Tür herrschte eine für beide Frauen trügerische Ruhe, der sie nicht trauten.

Sie wollten zudem nicht länger auf diesem Fleck bleiben, und Jane sprach wieder von der Furcht, die sie hinter sich bringen mussten.

»Okay, aber…«

Jane legte einen Finger auf die Lippen. Sie hatte etwas gehört, das nicht in diese Stille hineinpasste.

Es war mit einem leisen Schleifen zu vergleichen, als würden mehrere Gegenstände über den Boden streichen, sehr vorsichtig, um

nur nicht gehört zu werden.
»Ich - ich glaube«, murmelte Glenda, »dass wir nicht mehr allein sind. Es ist zu spät.« Sehr vorsichtig und auf der Stelle drehte sie sich um - und sah es zuerst. »Jane, da!«
Nicht weit entfernt stand eine der wenigen Laternen. Und ihr Licht erreichte noch eine Tür, die nicht mehr geschlossen war. Sie stand genauso weit offen, dass sich eine Frau hatte hindurchschieben können, um den Garten zu betreten.
Sie stand da, ohne sich zu bewegen. Ihr dunkelrotes Gewand war durchsichtig. Wie eine dünne Fahne lag es über der dunklen Haut. Das Haar hatte die Frau zu Rasta-Zöpfen geknüpft. Sie war eine Schwarze, aber keine reinrassige Negerin, sondern erinnerte mehr an die Frauen, die aus Nubien stammten. Diese hoch gewachsenen Menschen mit den schlanken Körpern und den interessanten Gesichtern.
Auch diese Person sah so aus. Ihr Mund zeigte einen etwas vulgären Zug, und ihr Blick richtete sich einzig und allein auf Glenda und Jane.
»Ob wir sie mal fragen?«
Jane hob die Schultern. »Ich traue dem Braten nicht. Denk an Mallmanns Worte.«
»Du denkst, sie ist schon ein Vampir?«
»Vielleicht.«
»Okay, ich gehe hin!« Glenda hatte die rechte Hand geballt. »Ich will den Beweis haben.«
»Pass auf, du…«
Glenda Perkins hörte nicht mehr. Sie war an einem Punkt angelangt, wo sie einfach ihre Furcht über Bord werfen und handeln musste. Es hatte keinen Sinn, nur zu fliehen. Jetzt musste sie sich den Problemen stellen, mochten diese auch noch so schlimm sein.
Die dunkelhäutige Person erwartete sie. In dem Gesicht regte sich nichts. Sogar die langen Augenwimpern blieben ruhig. Aus der Nähe betrachtet zeigte ihr Gesicht einen hochmütigen Ausdruck, der Glenda nicht störte.
Dicht, aber doch in einer sicheren Entfernung zu der Fremden blieb sie stehen. Glenda wollte sie ansprechen, als die Fremde nur ihren Mund bewegte.
Da öffnete sich ein Spalt zwischen den Lippen. Das Gebiss schimmerte, aber auch die beiden langen Vampirzähne, die an zwei Seiten des Oberkiefers hervorwuchsen.
Da wusste Glenda Bescheid.
Will Mallmann hatte nicht gelogen! Aus den Frauen im Harem waren Monster geworden, blutgierige Wiedergänger, die nach dem Lebenssaft der Menschen trachteten.
»Glenda - zurück!«
Sie hörte Janes Stimme, nickte und ging, ohne die Person aus den

Augen zu lassen.

Die Dunkelhäutige rührte sich nicht. Sie stand einfach da. Eine Wächterin, ein brandgefährliches Wesen, das darauf wartete, Blut schlecken zu können.

Der Blütenduft hatte plötzlich für die Frauen einen modrigen Beigeschmack bekommen. Die Luft roch nun nach Friedhof, nach verfaultem Laub, nach alter Erde, Vergänglichkeit und nach dem Grauen der Blutlegenden. Als Glenda den Griff an ihrem rechten Arm spürte, schrak sie zunächst zusammen. Doch war Jane Collins, die sie zurückzog.

»Hast du es gesehen, Glenda?«

»Was denn?«

Jane wischte über ihre Augen, als wollte sie Tränen fortputzen. »Die Schwarze ist nicht die Einzige. Während du dich auf sie konzentriert hast, sind fünf weitere Türen aufgezogen worden. Muss ich dir sagen, was das bedeutet?«

Glenda schüttelte den Kopf. »Nein, Jane, bestimmt nicht.« Sie schaute sich um.

Ja, sie sah die Frauen. Und sie standen gut verteilt. Der Garten gab ihnen eine fantastische Deckung.

Sträucher, Hecken, selbst die Bänke sorgten dafür, dass sie nicht so rasch entdeckt werden konnten, und sie standen so günstig, dass sie eine Flucht der Frauen unmöglich machten.

»Alles klar?«, fragte Jane.

»Und ob. Fragt sich nur, was wir jetzt tun sollen.«

Jane ließ sich Zeit mit der Antwort. Zuvor hob sie die Schultern, ihr Blick verlor sich etwas. »Im Zweifelsfalle beten…«

***

Einige Male hatten unsere Hände gezuckt, aber wir hatten nicht geschossen, wenn hoch über uns der lautlos durch die Nachtluft schwebende Schatten erschien, der beim Fliegen seine Flügel ausgebreitet hatte, sie träge bewegte und die nächtlichen Winde ausnutzte, um seinen Weg zu finden.

Irgendwann war er dann verschwunden und tauchte auch nicht wieder auf. Vor uns lag die Oase wie eine erleuchtete Filmkulisse. Sehr hell, beinahe schon strahlend, und sie gab dabei ein Bild ab, als würde sie über dem Grund schweben und jeden Augenblick von einem Windstoß weggetragen werden können.

Wir hätten uns eigentlich daran gewöhnen müssen, doch das war nicht der Fall. Noch immer erschien uns diese Welt wie eine Fata Morgana, die im nächsten Augenblick verschwinden konnte.

Allerdings waren wir gut vorangekommen. Die Felsen boten uns die Deckung und den Sichtschutz, den wir brauchten.

Und wir schluckten den Staub. Er war einfach überall, glitzerte im Licht des Mondes wie Diamantsplitter. Gleichzeitig drückte die Kälte.

Die Temperatur war tatsächlich um einiges gesunken. Meiner Ansicht nach konnte sie durchaus nahe dem Gefrierpunkt sein.

In der Nacht erwachte auch in diesem felsigen Tal das Leben. Wir sahen die Tiere nicht, die sich tagsüber in den Spalten und Höhlen verborgen hielten, geschützt vor den sengenden Sonnenstrahlen, nun ins Freie krochen und auf die Suche nach Nahrung gingen.

Manchmal wehte ein fernes Heulen zu uns herüber. Klagende, jammernde Töne, geboren aus dem Rachen eines Wüstenfuchses oder einer Hyäne. Die hohen Gipfel des Atlas-Gebirges zeichneten sich als gewaltiges Massiv vor der Dunkelheit ab. Das auf die Gletscher fallende Mondlicht gab dem Eis einen fahlen Glanz, der einen starken Stich ins Graue bekommen hatte.

Es war nicht unsere Welt, aber wir mussten hindurch und waren froh, als das Gelände besser begehbar wurde, weil man die Felsen und großen Steine zur Seite geräumt hatte.

Auf einer Ebene, nicht mehr bergab, führte die Strecke jetzt direkt dem Ziel entgegen.

Dort standen die Lichter wie gemalt. Die hohen Palmen und Dattelbäume zitterten oder wiegten sich, wenn sie der nächtliche Wüstenwind streichelte, als wollte er jedes einzelne Blatt liebkosen.

Suko konnte es kaum erwarten. Er lief schneller als ich, als könnte er es kaum erwarten, endlich ans Ziel zu gelangen, wo hoffentlich die beiden Frauen warteten.

Eric Donati hatte von Aufpassern gesprochen. Wenn ich mir die Oase von außen her anschaute und daran dachte, sie persönlich bewachen zu müssen, dann würde ich meine nächtlichen Runden um das Gelände drehen. Davon war jedoch nichts zu sehen.

In der Dunkelheit waren die Geräusche sehr weit zu hören. Patrouillen wären uns also aufgefallen.

Doch wir hörten nichts, unsere eigenen Tritte einmal ausgenommen. Sie klangen manchmal erschreckend hell, dann wieder knirschend und dunkler, je nachdem über welchen Boden wir uns voranbewegten. Der dunkle Rand war bereits sichtbar. Für mich bildete er eine Mauer oder einen Wall, der das Gelände umgab.

Suko, dessen Rücken ich vor mir sah, blieb stehen und drehte sich zu mir um.

Erst als ich neben ihm stand, sprach er mich an. »Hör zu, John, ich habe da einen Plan. Wenn du genau hinschaust, siehst du einen Teil dieses Paradieses, der ziemlich im Dunkeln liegt. Wahrscheinlich hat man die Oase dort aus bestimmten Gründen nicht ausgeleuchtet. Wie wäre es, wenn wir dort einsteigen?«

»Immer.«

Er lächelte knapp und ging vor. Manchmal bewegte er sich wie ein Indianer auf dem Kriegspfad. So geschmeidig, sicher und gleichzeitig fast geräuschlos.

Von dem Monster hatten wir nichts mehr gesehen. Allerdings mussten wir damit rechnen, dass dieses Wesen es schaffte, unsere Ankunft zu melden, wie auch immer.

Das Risiko gingen wir ein, weil es keine andere Möglichkeit gab, ans Ziel zu gelangen.

Schon bald erreichten wir die Mauer. Das silbrige Mondlicht schien den Duft zahlreicher fremdartig wirkender Blüten über den Mauerrand hinweg bis an unsere Nasen zu tragen. Nach dem kratzigen Staubgeruch tat es gut, diesen Duft wahrzunehmen. Irgendwo fühlte sich jeder von uns besser, als wären wir von einem Stück Heimat umfangen.

Suko erwartete mich direkt an der Mauer, die er mit dem Rücken berührte.

Ich schaute hoch zum Rand. Dort wölbte sich ein dunkler Saum in die Höhe, eine natürliche Verlängerung aus Pflanzen und Blüten, die an der Innenseite hochwuchsen und die Mauer überwuchert hatten.

»Alarmanlagen?«

Suko hob die Schultern. »Ich habe bisher keine gesehen, kann mir allerdings gut vorstellen, dass sich, irgendwelche Drähte in dem Pflanzenwirrwarr verbergen.«

Ich nickte gedankenschwer. »Das ist natürlich gefährlich.«

»Oder der Sultan verlässt sich auf seine Aufpasser.«

»Die wir bisher nicht zu Gesicht bekommen haben.«

Suko deutete mit dem Zeigefinger auf mich. »Genau das macht mir Sorgen, John. Normalerweise lässt man eine Anlage wie diese hier auch von außen bewachen.«

»Vielleicht fühlt er sich zu sicher?«

Suko hob die Schultern. »Ich habe auch aus dem Innenhof keine Geräusche vernommen.«

»Was folgerst du daraus?«

»Dass sie entweder in guten Deckungen hocken und auf uns warten oder es nicht nötig haben.«

»Weil sie Vampire sind?«

»Ja.«

Unwillkürlich fuhr ich mit den Fingerspitzen über meine Halsseite. »Das gefällt mir noch weniger.«

»Kann ich verstehen. Rechnen müssen wir damit, John. Es geht kein Weg daran vorbei.«

»Okay, dann hoch.«

»Ich zuerst!«, sagte Suko sehr bestimmt, und ich hatte nichts dagegen.

Die Mauer besaß zwar eine ziemliche Höhe, war aber nicht unüberwindbar. Zudem konnten wir mit den Füßen an den unegal gemauerten Steinen und kleinen Spalten den nötigen Halt finden, wenn wir hineinkletterten.

Suko klemmte seine Fingerspitzen in eine Spalte, stieg auf meine zusammengefalteten Hände, bekam von mir Schwung und erreichte mit beiden Händen den Mauerrand.

Meine Unterstützung brauchte er nicht. Schwungvoll und geschmeidig schwang er sich hoch, um einen Moment später flach auf dem Bauch liegend die Gewächse platt zu drücken.

Sein Arm tauchte daraus hervor, als er mir zuwinkte. Es war eine beruhigende Geste.

Dann kletterte ich. Suko ließ einen Arm herabhängen, umfasste meine Hand und half mir.

Schräg hinter ihm blieb ich auf der weichen Unterlage liegen, den Kopf nach rechts gedreht, um in den Garten oder das Paradies hineinschauen zu können.

Wie schon erwähnt, wir hatten die Mauer am dunklen Teil des Grundstücks überklettert. Die Lichter schimmerten in einiger Entfernung. Sie streuten ihre Helligkeit gegen zahlreiche Pflanzen und Bäume. Dazwischen glänzten die Wasserfontänen der Brunnen wie schmale, in die Höhe schießende Zungen.

Zwar drängte wie immer die Zeit, aber wir wollten nichts überstürzen. Eine genaue Planung und Übersicht ist schon der halbe Sieg, und wir schauten genau hinein in das Gelände.

Kein Mensch bewegte sich dort. Hinter den Fassaden der niedrigen Bauten allerdings würden sich schon Menschen aufhalten. Möglicherweise auch die Frauen.

Überragt wurden die Häuser von einem kuppelartigen Bauwerk. Gegen das Halbrund waren Scheinwerfer gerichtet, deren Schleier die Kuppel überfluteten und ihr einen türkisfarbenen Glanz verliehen, vermischt mit leichten Goldtönen.

Ich konnte mir gut vorstellen, dass der Sultan seine Badezimmer mit goldenen Armaturen bestückt hatte und sich auf eine ebenfalls goldene Klobrille setzte.

So Verrückte gab es…

»Sieht so aus, als hätten wir Glück!«, flüsterte Suko. »Willst du zuerst springen?«

»Diesmal ja.«

»Okay, verstauch dir nichts.«

Das tat ich nicht, denn ich landete mit einem dumpfen Laut auf sehr weichen Boden, der feucht roch. In der Nähe schimmerte der senkrechte Stab einer Sprinkleranlage. Wenn er sich drehte, schoss aus den feinen Düsen das Wasser auf den Rasen.

Einen Schritt neben mir landete Suko und blieb ebenfalls in der Hocke. Wir lauschten in den folgenden Sekunden und waren beruhigt, dass wir nichts hörten.

»Schön, dass sie schlafen«, murmelte ich.

»Dein Wort in Lady Sarahs Ohr.« Suko stieß mich an. »Komm mit, ich habe was entdeckt.«

Manchmal beneidete ich ihn um seine Augen. Was mein Freund entdeckt hatte, sah ich dann auch.

Klobige Umrisse irgendwelcher Gegenstände, die sich als Fahrzeuge entpuppten.

Ein ziemlich großer Truck mit abgeteilter und von einer Plane bedeckter Ladefläche stand neben einem Geländewagen, einem Wildcat. Ein Stück entfernt schwebten Metallarme in der Luft. Erst beim Näherkommen erkannten wir, dass es sich dabei um einen Hubschrauber handelte.

»Alles klar, John?«

Ich grinste schief. »Jetzt wissen wir wenigstens, wie wir hier wegkommen.«

Suko deutete auf den Hubschrauber. »Ich möchte ihn mir aus der Nähe anschauen. Sollte der Einstieg verschlossen sein, brechen wir ihn auf. Okay?«

»Geh schon.« Ich gab ihm einen leichten Schlag auf die rechte Schulter.

Suko bewegte sich gebückt voran und wurde von der Finsternis verschluckt.

Ich ging langsamer, behielt die Umgebung im Auge und dachte auch an die Aufpasser, von denen sich bisher noch keiner gezeigt hatte. Trotzdem glaubte ich, dass sie hier lauerten.

Mein Freund hatte den Hubschrauber erreicht, der wie ein massiges, klobiges Insekt vor ihm stand.

Das Mondlicht berührte die dunkle Außenhaut und tastete sich auch vor bis hin zu den Fenstern, die einen Glanz abgaben, der an den eines blinden Spiegels erinnerte.

Um sicherzugehen, umrundete Suko den Hubschrauber. Der gehörte zu den größeren Fluggeräten, war ein französisches Fabrikat und konnte mindestens sechs Passagiere aufnehmen.

Zum Einstieg hoch führte eine kleine Leiter aus Metall, die Suko bestieg.

Suko roch den Staub, der auf der Außenhaut klebte, er nahm auch den Gestank von 01 und Benzin wahr, aber er war sicher, dass die Maschine schon lange hier stand, ohne geflogen worden zu sein.

Sehr vorsichtig bewegte sich Suko weiter. Durch die Scheibe in der Tür durchstreifte sein Blick das Innere des Cockpits, wo die, Armaturen heller schimmerten.

Er sah keinen Piloten, der auf einen Start wartete, umklammerte den Griff, drehte und zerrte daran, denn der Einstieg klemmte etwas. Doch er bekam ihn auf, wobei er den plötzlichen Ruck hastig ausgleichen musste, um nicht zu fallen.

Aus dem Cockpit strömte ihm wärmere Luft entgegen, die muffig und nach alter Kleidung roch, was den Inspektor wiederum warnte, obwohl das Cockpit leer war.

Auch der Passagierraum?

Er drehte seinen Kopf nach links, stand aber noch zu tief und stellte sich auf die letzte Sprosse. Nur so konnte er den Passagierraum überblicken.

Es war einfach zu dunkel, er brauchte die Lampe, holte sie hervor und kam nicht mehr dazu, sie einzuschalten, denn hinter den beiden Pilotensitzen bewegte sich jemand.

Eine Gestalt schob sich dort in die Höhe. Suko schaute in ein trotz der dunkleren Haut bleiches Gesicht - und in die Mündung einer Pistole, die in Höhe des Gesichts erschien.

Das war nicht einmal das Schlimmste. Die Person, die die Waffe hielt, grinste Suko kalt an und präsentierte ihre beiden nadelspitzen Vampirzähne…

***

Also doch!

Er dachte es nur und sprach es nicht aus. Der Verdacht hatte sich bestätigt. In dieser Oase waren die verfluchten Blutsauger daran, alles zu übernehmen.

Suko blieb ruhig stehen. Kalt rechnete er sich seine Chancen aus, die momentan nicht besonders günstig lagen. Natürlich konnte er sich nicht in die Psyche eines Vampirs hineindenken, aber wenn dieser zwischen einer Kugel und einem Biss zu wählen hatte, würde er sich immer für die letzte Alternative entscheiden.

Suko dachte zudem an seinen Freund, dem auffallen musste, dass er nicht tiefer in das Cockpit hineinkletterte.

»Okay«, sagte der Inspektor leise. »Jetzt hast du mich erwischt, Blutsauger. Und wie geht es weiter?«

Der Vampir bewegte seinen Mund. Ein Flüstern drang über seine Lippen, eingekleidet in Worte.

Nur verstand Suko kein Arabisch, er konnte nur die Schultern heben.

Der Vampir zeigte sich irritiert. Eine Hand hatte er noch frei, die kroch ebenfalls über die Rückenlehne, und dabei veränderte sich auch der Ausdruck in seinen Augen.

Die Gier nach frischem Blut stahl sich hinein…

In diesem Moment griff Suko zu. Das Gewehr hatte er über seiner Schulter hängen lassen, es störte ihn nicht bei der Aktion, die

blitzschnell ablief.

Mit einem Ruck riss er dem überraschten Vampir die Waffe aus der Hand, schleuderte sie hinter sich, doch der Blutsauger reagierte schneller als erwartet.

Er schnellte über die Lehne. Sein Fauchen klang angriffslustig, er wollte Suko an die Kehle, der sich sofort klein machte, so dass ihn die zugreifenden Klauen verfehlten.

Über Sukos Rücken hinweg rutschte der Blutsauger, der durch eine heftige Bewegung des Inspektors noch mehr Schwung bekam und aus dem Einstieg kippte.

Einmal überschlug er sich in der Luft, bevor er mit einem klatschenden Geräusch auf dem Boden landete.

Suko drehte sich auf der Leiter, wollte springen. Es war nicht mehr nötig, denn aus dem Dunkel erschien die Gestalt seines Freundes John Sinclair.

Ich hatte mich schon über Sukos Haltung gewundert. Irgendwo war mir auch klar gewesen, dass hier etwas nicht stimmte. Deshalb hatte ich mich beeilt, sah die Bewegungen am offenen Cockpit, dann wirbelte etwas über Sukos Schultern hinweg, schlug zu Boden und fast vor meine Füße.

Es war ein Vampir.

Das erkannte ich eine Sekunde später, als die Gestalt in die Höhe schnellte.

Sie hielt den Mund weit offen, wollte den Kopf nach vorn wuchten. Der Körper machte die Bewegung ebenfalls mit - und zuckte wie unter Schlägen zusammen, als er genau in die Klinge meines geweihten Silberdolchs gefallen war.

Ob der Widergänger aus Rumänien, Marokko oder von den Fidschi-Inseln stammte, das machte keinen Unterschied. Geweihtes Silber war grenzüberschreitend.

Aus dem Mund des Vampirs drang eine dunkle Flüssigkeit, wahrscheinlich Restblut.

Dann fiel er auf den Rücken. Dabei löste sich die Klinge aus dem Körper.

Suko stand neben mir. Gemeinsam schauten wir zu, wie der fremde Ausdruck auf dem Gesicht verschwand und einem anderen, einem friedlichen Platz machte.

»Einer weniger«, flüsterte Suko.

»Und wie viele bleiben noch?«

»Keine Ahnung, John.«

Ich deutete auf den Lastwagen. »Dort habe ich unter der Plane nachgeschaut. Die Fläche ist leer.«

»Wunderbar.« Suko ging zur Seite, um seinen Blick schweifen zu lassen. »Wenn du mich fragst, gibt es genügend Verstecke.«

»Wo?«
»Da vorn. In diesem barackenähnlichen Gebäude. Das fiel mir auf, als ich zum Hubschrauber ging. Sieht aus wie eine Kaserne.« Er hob die Schultern. »Ich würde sie mir gern näher ansehen, denn dieser Teil der Oase hat mit einem Paradies nun wahrlich nichts zu tun, wie ich finde.«
Was immer auch vorgeschlagen wurde, falsch konnte es auf keinen Fall sein.
Für uns stand fest, dass sich auf diesem Gelände noch einige Geheimnisse verbargen, die es zu entschlüsseln galt. Bevor wir allerdings die Haupthäuser ansteuerten, wollten wir erst diesen Teil durchsuchen.
Niemand hielt uns auf. Der Kerl im Hubschrauber schien der einzige Wachtposten gewesen zu sein.
»Kannst du das Ding eigentlich fliegen?«, fragte ich Suko.
Der grinste mich nur an. »Mit deiner Hilfe bestimmt, Alter.«
»Ach, jetzt soll auch ich…«
»Klar doch. Du als alter Pilot.«
»Das alt verbiete ich mir.«
»Sorry, dann eben mittelalt.«
Die Flachserei stellten wir sehr schnell ein, als wir das bewusste Gebäude erreicht hatten. Ein Rechteck. Durchbrochen waren die Mauern von getönten Scheiben, die möglicherweise nur so dunkel wirkten. Genau war es nicht zu erkennen.
Suko hatte seine Lampe hervorgeholt und leuchtete die Tür ab. »Sieht verdammt stabil aus. Da kommt man schlecht hinein und auch wieder kaum heraus.«
»Ohne Grund hat man das Ding hier nicht hingestellt.« Ich ließ Suko stehen, um mir die langen Seitenwände anzuschauen.
Befand sich jemand in den Räumen?
Es war schwer, das zu erkennen. Die Fenster waren zu dunkel, innen brannte auch kein Licht.
Ich brachte mein Gesicht dicht an die Scheibe und schaute in das düstere Grau eines Raumes, in dem sich etwas tat. Einige Male musste ich zwinkern und glaubte schon an eine Halluzination, aber Suko, der durch eine andere Scheibe blickte, war der gleichen Meinung.
»John, da bewegt sich was.«
»Toll. Und was genau?«
»Weiß ich nicht. Allerdings nicht weit vom Boden entfernt, als würde jemand darüber hinwegkriechen.«
Da ich die Lampe hoch in der Hand hielt, wollte ich in die Bude hineinleuchten.
Die schmale Halogenleuchte brachte eine überraschend starke Leuchtkraft. Wie ein dünnes Messer schnitt der Strahl durch die

Finsternis und ebenfalls durch die Scheibe.
Ich wollte meinen Augen nicht trauen, denn innen vor der Scheibe stieg etwas in die Höhe.
Eine Gestalt richtete sich auf.
Zuerst sah ich den Kopf, natürlich das Gesicht und auch die verfluchten Zähne.
Nur durch eine Scheibe getrennt, starrte mich ein schnauzbärtiger Blutsauger an…

***

Da ich nichts sagte, wurde Suko aufmerksam. »He, was siehst du?«
»Komm mal her.«
Zwei Schritte brachten den Inspektor an meine Seite. Einen Augenblick zuckte er zurück, weil ihn der Anblick der Vampirfratze zu sehr überraschte.
»Das ist ein Hammer, das ist…«
Ich unterbrach ihn. »Leuchte mal durch eines der anderen Fenster. Vielleicht turnen da noch mehr von diesen Gestalten herum.«
Mein Freund verschwand, während sich der Blutsauger dicht vor mir bewegte. Er hatte jetzt auch seine Hände erhoben und sie neben dem Gesicht mit den Handflächen nach vorn gegen die Scheibe gepresst. Dabei sah es aus, als wollte er die Scheibe eindrücken, sie aber setzte ihm einfach einen zu großen Widerstand entgegen.
Das war Panzerglas. Der Bauherr hatte an alles gedacht. In diesem Fall war es gut. Jetzt begriff ich auch, weshalb die Tür ebenfalls so stabil gewesen war. Sie passte sich den anderen Gegebenheiten eben an.
Der Vampir bewegte sein Gesicht. Die Haut wirkte dabei wie Gummi. Sie dehnte und zog sich in die Richtungen, in die der Blutsauger seine Grimassen schnitt.
»John, jetzt schau du mal bei mir.«
Ich wechselte das Fenster. Gemeinsam leuchteten wir durch die Scheibe. Bei Suko hatte sich keine Gestalt gezeigt, trotzdem. Trotzdem erlebten wir beide einen schlimmen Anblick. Mein Freund hielt die Lampe nach unten hin angewinkelt. Der Lichtstreifen schnitt schräg durch das Fenster und traf ein Gewimmel von Menschenkörpern.
Ein anderer Ausdruck fiel mir für diese fürchterliche Szenerie nicht ein. Das war ein wahres Gewimmel aus Armen, Beinen und Körpern, das sich da über den Boden bewegte, ineinander verschlungen und verknotet war und es deshalb nicht schaffte, aus eigenen Kräften auf die Füße zu kommen.
Beide leuchteten wir in den Raum und bewegten dabei unsere Lampen von rechts nach links.
Es war einfach grauenhaft. Die Gesichter mit der bleichen, blutleeren

Haut dürsteten nach frischem Lebenssaft. Mäuler standen weit offen, hell schimmerten die Vampirhauer. Arme streckten sich, Hände grapschten in Gesichter.

Eine schaurige Schar von blutsaugenden Bestien, die man allein gelassen hatte und die keine Möglichkeit hatte, an frisches Blut heranzukommen.

Eingesperrt bis zu dem Zeitpunkt X.

Wir konnten froh sein, sie rechtzeitig genug entdeckt zu haben.

Suko strich über sein Gesicht. »Mein lieber Schwan, das ist ein Ding. So etwas habe ich in all den Jahren noch nicht erlebt.«

Da hatte er Recht. Schon oft hatten wir gegen Vampire antreten müssen, aber so viele blutleere Wiedergänger hatten wir noch nie auf einmal zu Gesicht bekommen.

»Mallmann«, murmelte ich. Das Wort kam mir spontan über die Lippen.

»Was meinst du?«

»Ach nichts. Ich dachte an Will Mallmann. Wenn er das sehen würde, wäre es etwas für ihn.«

Suko drehte den Kopf zur Seite, um mich anschauen zu können. Seine Haut schimmerte im Restlicht der Lampe. »Du wirst lachen, John, und es nicht glauben, aber an Dracula II habe ich auch gedacht. Fast im selben Augenblick. Ich kann mir sogar vorstellen, dass er seine Klauen im Spiel hat.«

»Hier?«

»Sicher.«

Ich holte schnaufend durch die Nase Luft und atmete ebenso schnaufend wieder aus. »Verdammt, das wäre ein Hammer. Aber Mallmann…«

»… sucht ein neues Betätigungsfeld, John. Dieses Tal ist einsam, da kommt niemand hin. Auch die Entführung der beiden Frauen ergäbe meines Erachtens einen Sinn. Bisher haben wir vergeblich nach einem Motiv gesucht.«

Wir standen wieder im Dunkeln, hingen unseren Gedanken nach und hörten das Kratzen und Schlagen der Vampirhände, die innen über die Scheibe fuhren.

»Mallmann im Harem!« Ich stieß es lachend hervor und schüttelte den Kopf.

»John, möglich ist alles. Das wissen wir. Und man hat schon Pferde kotzen sehen - dicht vor der Apotheke.«

»Toller Vergleich.«

Ich nickte der Scheibe entgegen. »Andere Frage. Was machen wir mit dieser höllischen Brut?«

Suko hob die Schultern. »Meiner Ansicht nach sind sie hier gut aufgehoben.«

»Wie lange?«
»Befreien können sie sich wohl nicht. Sonst wären alle hier verloren.«
Ich schaute ihn skeptisch an. »Wer sagt dir denn, dass es die einzigen Vampire sind? Vielleicht ist das nur die stille Reserve. Ich möchte dafür nicht die Hand ins Feuer legen.«
»Wer sollte sonst noch…?«
»Denk mal an die Frauen, John. Sie hocken im Harem. Der Sultan hat sie ausgesucht. Unter anderem auch Jane und Glenda.« Er verstummte, weil er wusste, wie jeder von uns denken musste, denn die beiden als Blutsauger zu sehen ließ mein Herz schneller schlagen und es gleichzeitig in die Hose rutschen.
»Okay, das bist du also losgeworden. Hast du noch weitere Probleme oder Vorschläge?«
»Beides.«
»Dann lass deinen Vorschlag hören.«
Suko deutete gegen die Fenster. »Wir werden die Vampire in diesem Bau lassen, das ist sicherer. Sie können hier meinetwegen verfaulen, ist mir alles egal. Wir aber sollten uns auf die Suche nach Jane und Glenda machen.«
»Das tun wir schon die ganze Zeit.«
»Anscheinend falsch.«
Ich hob die Schultern. Irgendwas stimmte in dieser Nacht mit mir nicht. Ich hatte den Eindruck, ständig auf einem fremden Dampfer zu sein. Das ging alles in die Knochen. Ich fühlte mich müde und ausgelaugt. Selbst im Dunkeln übersah ich Sukos besorgten Blick nicht, mit dem er mich bedachte.
Er wollte etwas sagen, hatte schon angesetzt, als er herumfuhr.
Auch ich versteifte innerhalb eines Augenblicks, denn beide zugleich hatten wir diese peitschenden Geräusche gehört, die in einiger Entfernung aufgeklungen waren.
Nicht draußen, wenigstens nicht direkt, aber der Schall wehte aus einer bestimmten Richtung.
»Das waren Schüsse, John.«
»Ja, im Harem!«
»Okay, worauf wartest du noch!«
Wir liefen nur so lange zu Fuß, bis wir den Wildcat erreicht hatten. Die Idee war mir blitzschnell gekommen.
Ich riss die Tür auf und schwang mich hinter das Lenkrad. Der Schlüssel steckte nicht, aber wir wussten, wie man es schaffte, einen Motor kurzzuschließen.
Als er ansprang, zog Suko seine Beretta und legte sie zusammen mit der Hand auf seinen rechten Oberschenkel.
Licht, erster Gang - und ab!

***

Ein Gebet zu sprechen kann manchmal sehr hilfreich sein, doch nicht in allen Situationen, denn Jane und Glenda nutzte es in diesen Augenblicken nichts.

Sie mussten sich anders wehren und standen gegen sechs weibliche Vampire auf verlorenem Posten.

Welchen Weg sie auch nehmen würden, es gab keine Chance, ungesehen an den blutgierigen Wiedergängern vorbeizukommen.

Jane hob ihre Waffe und schaute sie an. »Die kann man vergessen!«, keuchte sie.

»Lad sie trotzdem.«

»Klar. Wenn mir ein Blutsauger vor die Mündung läuft, schieße ich trotzdem.«

Das Licht reichte aus, um die Gegnerinnen erkennen zu können. Es störte die Blutsauger nicht, dass der Schein ihre Gestalten streifte und so manches Gesicht aus der Finsternis riss. Es war nicht die Helligkeit der Sonne, Kunstlicht, sogar durch Filter farblich abgestuft, und es verwandelte die Gestalten der Bestien in gespenstische Wesen.

Die Frauen gehörten zu den unterschiedlichsten Völkergruppen. Die Schwarze hatten Glenda und Jane bereits gesehen. Auch eine Asiatin befand sich innerhalb des Reigens. Europäerinnen ebenso wie eine Frau, die sehr wild aussah und die Haare als Strähnen in die Höhe gekämmt hatte. Fast erinnerte sie an eine große Rock-Sängerin, die auch mit Fünfzig noch immer top war.

Die stand den beiden am nächsten. Glenda nickte in diese Richtung, als sie sagte: »Ich glaube, dass ich weiß, wie wir es machen können.«

»Sprich doch nicht so geziert. Wie denn?«

»Wir müssen uns eine vornehmen.«

»Und dann?«

»Aus dem Weg räumen und in das Zimmer hinein.« Glenda sprach schnell. »Es könnte doch einen zweiten Ausgang geben.«

»Möglich.«

»Willst du es wagen?«

Jane lächelte schmal. »Bleibt mir denn etwas anderes übrig? Ich glaube nicht.«

»Das meine ich auch.«

»Okay, eine hält der anderen den Rücken frei. Dann wollen wir mal sehen.« Sie bewegten sich vorsichtig. Nach den ersten Schritten gingen sie schneller.

Das hatten natürlich die veränderten Haremsdamen bemerkt. Die trafen Anstalten, Jane und Glenda in die Zange zu nehmen, näherten sich von allen Seiten.

Sie blieben dabei nicht auf den Wegen. Sie räumten die Zweige der Sträucher und Büsche zur Seite, sprangen über die schmalen Kanäle hinweg und auch über die Teiche.

Ihre Füße versanken im Gras. Den Frauen kam das Fauchen vor wie nur schwerlich unterdrückte Trompetenstöße.

Aber sie erreichten ihr Ziel, ohne angegriffen worden zu sein. Dann stand die dunkelhäutige Vampirfrau vor ihnen!

»Jetzt!«, rief Jane und drosch mit beiden Fäusten zu, die durch das Gewicht der Waffe beschwert waren.

Der Revolver traf. Die Wucht katapultierte die Vampirin zur Seite. Sie durchbrach einen blühenden Hibiskusbusch, der sie nicht aufhalten konnte. Dahinter befand sich ein Teich. Jane und Glenda hörten es klatschen, als die Person ins Wasser fiel.

Glenda war schon vorgelaufen. Mit einer wuchtigen Bewegung riss sie die Tür auf, stolperte über die Schwelle und befand sich in einem großen Raum, der üppig ausstaffiert war, denn Seidenkissen, Betten, ein Bad, Radio und TV, das gab es auch in einem Harem.

Jane war ihr gefolgt. Ihr Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck. Die Waffe hielt sie wie ein Profi. Die Mündung zeigte zur Decke, wo ein Ring aus sanft leuchtenden Glühbirnen die Lichtquelle bildete.

»Wo, Glenda?«

»Was meinst du?«

»Die zweite Tür!«

»Sie ist da. Aber sie führt ins Bad.«

Jane schaute sie kurz an. »Bist du sicher?«

»Leider.«

Im Bad war alles vorhanden. Bis auf ein Fenster oder eine weitere Fluchttür.

Jane kehrte zurück. Glenda hatte die Tür geschlossen und sich mit dem Rücken dagegen gepresst.

»Es sieht nicht gut aus, wie?«

Jane nickte. »Wir sitzen gewissermaßen in der Falle, haben es trotzdem noch besser als draußen, denn durch die Tür kann immer nur eine Blutsaugerin. Die werden wir uns vornehmen.«

»Womit? Welche Waffe?«

»Ist natürlich schwer.« Die Detektivin blickte auf ihren Revolver. »Der lohnt sich nicht.«

»Vielleicht finden wir hier…« Glenda wurde unterbrochen, denn hinter ihr dröhnten die ersten Schläge gegen das Holz. Eine der Wiedergängerinnen zumindest wollte ihnen an den Kragen.

»Geh von der Tür weg!«, forderte Jane.

»Dann sind sie…«

»Ich weiß, dass wir ihnen damit eine Chance geben. Wenn sie merken, dass du sie nicht hineinlassen willst, werden sie sich Waffen holen und die Tür aufbrechen. Willst du das?«

Glenda nickte. Sie sprang vor und tauchte zur Seite, als sie sah, dass Jane Collins Combat-Stellung eingenommen hatte, die Waffe wieder

mit beiden Händen hielt und auf die Tür zielte.

Wer immer hereinwollte, er hatte es verdammt eilig, und die Tür donnerte nach innen.

Noch schoss Jane nicht. Sie musste genau zielen, sie wollte zudem das Bild exakt aufnehmen.

Nicht nur ein Blutsauger torkelte über die Schwelle, sie kamen gleich zu dritt. Eine Vampirin mit strähnig gefönten und hellblonden Haaren kreischte sirenenartig auf. Sie hielt die Arme vom Körper weg, die Hände gespreizt, und sie stürzte ohne Rücksicht vor.

Jane wartete eiskalt ab. Hinter der rechten Schulter der Blonden erschien das Gesicht der Mulattin.

Durch den Schlag mit dem Revolver saß ihr Unterkiefer schief.

»Schieß doch, Jane!«

Die Detektivin ließ sich nicht beirren. Sie visierte genau, denn die drei Gestalten bewegten sich schaukelnd. So war es schwer, das Ziel genau anzuvisieren.

Dann schoss sie.

Vor der Mündung blühte für den Bruchteil einer Sekunde die blasse Flamme auf. Sie war kaum erloschen, als das Geschoss bereits in den Schädel der Blonden schmetterte.

Stirn, Haare und ein Teil der Schädeldecke waren plötzlich nicht mehr vorhanden. Die Blonde kippte um wie ein Brett, irritierte die beiden anderen, die nicht mehr weitergingen, auf ihre Artgenossin starrten und Jane damit einen Gefallen taten, weil sie ruhig stehen blieben.

Sie schwenkte die Mündung.

Der nächste Schuss, der nächste Treffer. Diesmal erwischte es ein Wesen mit langen, schwarzen Haaren, in denen rote Spangen steckten. Aus ihrer gebückten Haltung wurde die Blutsaugerin zu Boden geschleudert, und so blieb die Mulattin.

Sie torkelte vor, als sie die dritte Kugel auffing. In den Hals brannte das Geschoss hinein und trieb die Person ebenfalls zu Boden, wo sie sich, wie auch die anderen, die noch längst nicht erledigt waren, herumwälzte. Es war Jane nur gelungen, den ersten Angriff zu stoppen.

Die Nervenanspannung war verdammt hoch gewesen. Als sie die Arme sinken ließ, spürte sie deutlich das Zittern.

»Keine Kugel mehr!«, flüsterte sie.

»Willst du meine Waffe haben?«

»Warte noch, Glenda.«

Die Blutsaugerinnen blieben nicht starr liegen. Sie hatten sich auf der Stelle gedreht und bewegten sich kriechend zurück über die Schwelle. Im Hintergrund des Gartens erschienen die drei anderen Gestalten, kamen aber nicht näher. Jane und Glenda hörten nur ihr wütendes

Kreischen.
»Wenn das Mallmann sieht, macht er uns fertig«, sagte Glenda.
»Kann schon sein.« Jane ging vor, winkte Glenda zu, mitzukommen, weil sie jetzt die Chance wahrnehmen wollten, um sich möglicherweise im Garten zu verstecken.
Sie schafften es nicht ganz, die Blutsaugerinnen zu überspringen. Die Blonde hob ihren Arm und wuchtete ihre gespreizte Hand nach vorn. Mit einem zielsicheren Griff umklammerte sie den Knöchel der Detektivin. Jane schrie auf. Sie merkte den Druck. Glenda sah die Freundin fallen und handelte sofort.
Mit einem Fußtritt erwischte sie den Kopf der Blonden. Als Jane hinfiel, schleuderte die Wucht des Trittes die Bestie zurück. Sie löste ihren Griff. Jane kam wieder frei, wurde von Glenda aufgefangen und zur Seite gezerrt.
»Danke…«
»Okay, weiter.«
Sie drehten sich dorthin, wo es dunklere Ecken gab. Für den Moment waren sie vor den sechs Verfolgerinnen sicher, aber es gab noch mehr Blutsauger.
Aus der Finsternis löste sich plötzlich eine Gestalt, die leicht schwankte, weil sie Mühe hatte, mit ihrer neuen Existenz zurechtzukommen.
Diese Gestalt war der Sultan!
Als Vampir kam er, die Zähne gefletscht, bewaffnet mit seinem Kurzschwert, das die beiden Frauen nicht mitgenommen hatten, an das der Sultan aber gedacht hatte.
Selbst bei den miesen Lichtverhältnissen waren seine blutunterlaufenen Augen zu erkennen. Die Waffe hielt er mit beiden Händen fest. Die Schneide blitzte jedes Mal auf, wenn sie ein Ziel traf und von irgendwelchen Büschen Zweige abtrennte.
»Zurück!«, flüsterte Glenda, der dieser Anblick die heiße Angst einjagte.
Jane lachte nur. »Wohin denn?«
Hinter ihnen sah es nicht gut aus. Die Vampirinnen hatten sich gesammelt. Sie heulten und kreischten um die Wette, als wollten sie den gesamten Komplex mit ihrer schaurigen Musik erfüllen. Jedenfalls hatten sie den Frauen den Weg gesperrt.
»Scheiße auch.« Das Wort rutschte Glenda über die Lippen. Sie war versucht, auf die veränderten Frauen zu feuern. Jane merkte die Absicht und legte ihr eine Hand auf den Arm.
»Nein, nicht.«
»Wie denn?«
»Wir packen uns den Sultan.«
Hektik diktierte die nächsten Worte. »Aber der ist…«

»Dann holen wir uns seine Waffe.« Janes Augen glänzten kalt. »Hast du schon davon gehört, dass man diesen verfluchten Blutsaugern auch den Schädel abschlagen kann?«

»0 nein…«

»0 doch, meine Liebe, o doch!« Jane war kalt bis ins Mark. Es mochte manchem unmenschlich vorkommen, in dieser Lage aber galt es nur, das eigene Leben zu retten.

Zeit durften sie nicht mehr verlieren, denn die heulenden Bestien hinter ihnen waren verdammt nahe herangekommen.

»Alles klar?«

Glenda nickte.

»Okay, dann schieße du auf ihn!«

»Was soll ich damit…?«

»Mach schon!« Jane hatte hart gesprochen. Sie fühlte sich wie unter Strom stehend, war aber voll konzentriert und zischte Glenda noch einen Befehl zu.

Glenda schoss!

Abdul Hamid war nicht zu verfehlen. Sie hatte über die Schwertklinge hinweggehalten. Die Kugel erwischte den Vampir-Sultan voll. Ob sie das Herz getroffen hatte, wusste Glenda nicht. Der Vampir war auch nicht vernichtet, aber er schaffte es nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten.

Und nichts anderes hatte Jane Collins gewollt.

Als er fiel und auf eine weiße Sitzbank prallte, war sie schon bei ihm.

Bevor der Blutsauger sich erholen konnte, umklammerte sie mit beiden Händen dessen rechtes Gelenk und drehte es hart herum. Ihren Beute-Revolver hatte sie weggeworfen, der war für sie unwichtig geworden, jetzt ging es allein um das Kurzschwert.

Sie hörte das Knacken. Vampire verspüren keine Schmerzen, aber der Sultan war wohl dermaßen überrascht worden, dass er seine Klinge nicht mehr so fest umklammert hielt.

Jane gelang es, ihm das Schwert aus der Hand zu reißen. Mit einem geschmeidigen Sprung brachte sie sich aus der Reichweite der Bestie, die noch immer nicht wusste, wie ihr geschehen war, sich allerdings aufrichtete.

Eiskalt wartete Jane ab.

Der Vampir kam auf sie zu.

Und dann schlug sie zu.

Glenda, die nur zuschauen konnte, sah ihre Freundin als einen wirbelnden Kreis, sie hörte ihren schrillen Schrei, das dumpfe Auftreffen, dann wirbelte etwas davon, und einen Moment später stand nur noch ein Torso vor ihr.

Glenda fürchtete sich vor dem schrecklichen Anblick. Sie wunderte sich, dass der Sultan überhaupt noch stand. Sein Kopf war nicht mehr

zu sehen, die Dunkelheit hatte ihn verschluckt.

Dann fiel der Torso zu Boden, schlug auf, und eine dunkle Lache verteilte sich. Beide Frauen waren sicher, dass er nicht mehr aufstehen würde. Jane starrte die Waffe an. Ihr Blick war starr. Die letzte Aktion hatte auch sie tief getroffen. Beide Frauen allerdings befanden sich in einer Ausnahmesituation, und bei einem Menschen hätte Jane nie derartig reagieren können.

»Einer weniger!«, krächzte sie. »Damit würden wir auch Mallmann erledigen können, wenn…«

»Jane, die anderen sind noch da. Diese verfluchten Weiber. Sie wollen uns an den Kragen.«

»Ich weiß.« Die Detektivin drehte sich und hörte im selben Augenblick ein Geräusch, das in diese Kulisse einfach nicht hineinpasste.

»Ein Auto!«, flüsterte auch Glenda. Sie schaute sich vorsichtig und sichernd um.

Jane nickte nur.

»Woher…«

Eine Antwort erhielt sie nicht. Jedenfalls fuhr das Fahrzeug quer durch das Gelände und walzte nieder, was sich ihm in den Weg stellte. Die sechs Blutsaugerinnen waren ebenfalls aufmerksam geworden. Sie hatten die beiden Frauen vergessen und konzentrierten sich auf den herannahenden Wagen.

»Wenn die Nachschub bekommen, Jane…«

Schüsse rissen Glenda die nächsten Worte von den Lippen. Dann hörte sie Janes Lachen.

»Nein, Glenda, das ist kein Nachschub.«

»Wieso nicht?«

Jane fasste sie an und schüttelte sie durch. »Hast du nicht am Klang der Schüsse erkannt, mit welcher Waffe geschossen wurde?«

»Nein, nicht…«

»Aber ich, Glenda. Da ist mit einer Beretta geschossen worden, mit einer Beretta!«, rief sie.

Glenda ging zurück. »Du meinst, dass…«

»Ja, Mädchen, das meine ich. John Sinclair und Suko.« Sie lachte wild und glücklich auf. »Sollen wir wetten…?«

***

Wir jagten durch den Garten wie Helden aus einem Action-Film, die sich vorgenommen hatten, kräftig aufzuräumen. Die Schüsse waren ein Alarmsignal gewesen. Sie hatten sich nicht wiederholt, was allerdings nichts bedeuten musste, denn sie konnten auch im Motorlärm untergegangen sein, denn der begleitete uns auf unserer höllischen Reise.

Ich nahm keine Rücksicht. Wege existierten zwar, sie waren auch wunderschön und sehr sauber angelegt worden, für eine direkte Fahrt jedoch zu ungünstig, weil sie sich in Schlangenlinien durch den Park wanden.

Die Umgebung hatte sich verändert. Sie war tatsächlich zu einem blühenden Paradies geworden, wie wir jetzt erkannten, weil wir in die Nähe der ersten Laternen gerieten.

Schattenhaft huschten wir durch den Schein. Im grellen kalten Licht erschien ein weiß gestrichener Zaun, ungefähr so hoch wie die obere Grenze der Kühlerschnauze.

Umfahren war nicht möglich, ich hielt voll auf den Zaun zu. Dann war es tatsächlich wie im Kino.

Den Aufprall spürten wir kaum. Wir sahen nur die Latten wie Streichhölzer zur Seite fliegen. Eine Latte tanzte noch auf der Haube, rutschte dann weg, und das Fernlicht stach gegen eine dunkle Buschwand.

Auch in die rasten wir hinein.

Plötzlich wurde es dunkel. Die Zweige hämmerten gegen die Karosserie. Hände schienen dagegen zu wuchten. Über die Scheiben kratzten sie ebenfalls wie Totenfinger. Der Wagen rutschte in eine Mulde. Wir wurden herumgewirbelt, aber der Wildcat kämpfte sich wieder frei und rammte aus dem Buschwerk wie ein künstlicher Killer.

Dass hinter diesem künstlichen Wall ein kleiner Teich lag, hatten wir nicht sehen können.

Das merkten wir jetzt, als der Wildcat wieder nach vorn kippte und seine Räder im klaren Wasser verschwanden, aber nur kurz, denn wir waren sehr schnell hindurch.

Bänke, Ruheorte, Laternen, das alles vermischte sich zu einem zuckenden Wirrwarr, als ich am Lenkrad kurbelte, weil ich den härtesten Hindernissen ausweichen wollte.

Suko hockte stumm neben mir. Erst als ich durch ein Beet pflügte und wunderschöne Blumen unter den Reifen begrub, meinte er: »Du fährst wie ein Teufel.«

»So fühle ich mich auch!«

Der Mond begleitete unsere höllische Fahrt. Wie ein starres Auge beglotzte er alles, was sich um uns herum abspielte. Er stand inmitten der Sternenpracht, für die wir keinen Blick hatten. Wir konzentrierten uns auf die Fahrt, die sich immer mehr dem eigentlichen Zentrum näherte, wie wir sehr bald erkannten.

Allein von der Anlage her wirkte dieser Teil des Paradieses wie eine große Ruheinsel. Rondelle, Blumenrabatten, wiederum die Teiche, dazwischen die kleinen Springbrunnen, die ihre glitzernden, daumendicken Fontänen in die Höhe schossen.

Das alles war eine Harems-Idylle, die wir mit unserem Wagen

natürlich radikal zerstörten.

Bisher hatten wir weder den Sultan noch seine Frauen zu Gesicht bekommen. Überhaupt waren wir die einzigen Personen, die sich in diesem Gelände bewegten.

Die Häuser lagen links von uns, während auf der rechten Seite der Bau mit seinem runden Kuppeldach im Mondlicht seltsam glänzte.

»Da sind sie!«

Suko schrie die drei Worte, denn im Licht waren die Gestalten aufgetaucht. Zwei Frauen, die normal aussahen, sich allerdings unnormal bewegten, weil sie so steif und schwankend gingen.

Für uns gab es nur eine Lösung: Das waren Vampire, die sich uns zeigten.

Suko hatte die Seitenscheibe während der Fahrt nach unten gekurbelt. Er streckte den Arm ins Freie.

Seine Hand umklammerte die mit Silberkugeln geladene Beretta.

Es war schwer, beinahe schon so gut wie unmöglich, aus einem fahrenden und schaukelnden Wagen heraus zu feuern. Man musste schon viel Glück haben, um das Ziel zu erwischen.

Suko hatte Glück.

Der erste Schuss fehlte, die zweite Kugel aber erwischte die Blutsaugerin voll, und zwar deshalb, weil sie es darauf hatte ankommen lassen wollen und von der Seite her schräg in den Lichtschein hineintorkelte. Aus dem Torkeln wurde ein grotesker Sprung. Bei der mittelmäßigen Landung überschlug sie sich und platschte in den Teich.

Der Körper verschwand im Wasser. Farbige Seerosen bedeckten ihn wie die Blumen auf einem Grab.

Ich fuhr weiter. Bisher war nur eine Blutsaugerin erledigt. Dabei mussten wir davon ausgehen, dass sich noch weitere in der Nähe herumtrieben. Dem Sultan konnte es durchaus gelungen sein, seinen gesamten Harem in Vampire zu verwandeln.

Ich hatte das Tempo zurückgenommen, fuhr zwar nicht Schritt, aber wesentlich langsamer. Schließlich kam es uns darauf an, Jane Collins und Glenda Perkins zu finden.

Beide hatten wir nicht gesehen.

Dafür erschien eine zweite Blutsaugerin. Sie sprang gegen den Wagen und schaffte es tatsächlich, den Griff der Fahrertür zu umklammern. Dass sie dabei mitgeschleift wurde, schien sie nicht zu stören, sie hielt sich eisern fest und bog ihren Körper so in die Höhe, dass sie Stand fand und ihr Gesicht außen an der Scheibe erschien. Für mich eine gemalte Fratze mit übergroßem Maul, in dem die Zähne gebleckt waren.

Ich hielt an.

Der plötzliche Ruck presste Suko in die Gurte und schüttelte die

Bestie durch, die allerdings nicht losließ.
Ich stieß die Tür auf.
Zusammen mit ihr flog die Blutsaugerin zurück und klammerte sich auch dann noch fest, als ich den Wildcat verlassen hatte. Auf der anderen Seite stieg Suko aus.
Die Wiedergängerin hatte eine schräge Haltung eingenommen. Ihre Füße berührten den Boden, sie musste sich erst aufrichten.
Ich schoss sofort.
Bei Vampiren gab es nur diese harten Alternativen. Auch ein Eichenpflock, ins Herz gerammt, hätte dem Dasein ein Ende bereitet, ebenso eine Berührung mit meinem geweihten Silberkreuz. Dazu hatte ich keine Zeit, wir mussten freie Bahn haben.
Suko huschte mit gezogener Waffe um die Kühlerhaube herum. Das Gewehr hatte er im Wagen gelassen, es brachte hier nichts.
Er nickte mir zu. »Eine weniger.«
»Genau. Nur wissen wir nicht, wie viele noch auf uns lauern.« Ich schaute dorthin, wo das Fernlicht den Garten erhellte. Blumen und Buschwerk hatten einen fahlen Glanz angenommen, der sich auch auf den zahlreichen Wasserstellen verteilte.
Nur Vampire entdeckten wir nicht. Dabei hatte ich während der Fahrt noch einige entdeckt. Jetzt hielten sie sich zurück und Suko schlug vor, auch das Haus zu durchsuchen.
»Welches?«
»Das größte hier.« Er meinte das flache Gebäude an der linken Seite.
»Willst du es tun?«
»Wir trennen uns?«
»Ja.«
Mein Freund nickte. »Abgemacht, Alter. Und gib Acht, dass sie dich nicht beißen.«
»Keine Sorge, ich bin unverdaulich.«
Das letzte Wort hatte Suko nicht mehr mitbekommen, da war er längst verschwunden.
Ich blieb noch in der Nähe des Wagens, denn meine Gedanken drehten sich nicht nur um die Blutsauger, ich dachte auch an Jane und Glenda. Wir waren gekommen, um die beiden aus diesem Harem herauszuholen, aber sie hatten sich nicht gezeigt.
Es lag mir auf der Zunge, nach ihnen zu rufen, ließ es aber bleiben, weil ich die Vampire nicht unbedingt warnen wollte.
Der Garten lag jetzt in einer nahezu unheimlichen Ruhe. Nur der Wind säuselte durch dieses künstlich angelegte Gelände, über dem meiner Ansicht nach der Hauch von Tod und Gewalt schwebte.
Ich ließ die Blutsaugerin liegen und bahnte mir meinen Weg zu Fuß. Ein kleines Rondell, vor dem eine helle Bank stand, war mein nächstes Ziel. Ich hatte es kaum erreicht, als ich seitlich und vom Haus her das

Zischen hörte.
Plötzlich war die Frau da!
Eine Mulattin, mit halb zerschossenem Kopf und einem schiefen Kiefer. Sie sah furchtbar aus, aber ihre Vampirzähne waren noch intakt, und die wollte sie mir in den Hals stoßen.
Ich erlöste sie mit dem Dolch, fing die Fallende auf und ließ sie liegen.
Wie viele waren es jetzt noch?
Geduckt huschte ich durch die Anlage. Mein Ziel war das Haus, das zu meiner Seite hin offen stand, so dass ich es fast übergangslos betreten konnte.
Die Spuren waren nicht zu übersehen. Offene Türen, auch Blut auf dem Boden - und einen Mann, der keinen Kopf mehr hatte. Ich schluckte das würgende Gefühl hinunter, war irgendwo von der Rolle, weil ich darüber nachdachte, wer wohl den Kopf abgetrennt haben konnte.
Hinter mir hörte ich schleichende Schritte. Ich fuhr herum, sprang zurück und sah nicht nur eine Blutsaugerin, gleich mehrere wollten mein Leben.
Sie standen dicht zusammen, als hätte man sie aneinander geklebt. Schrecklich bleiche Gesichter, starre Augen, zombiehaft vorgestreckte Arme. Weshalb sie aufs Ganze gingen, wusste ich nicht.
Möglicherweise war die Sucht nach frischem Menschenblut zu groß.
Sie hatten gegen meine geweihten Silberkugeln keine Chance. Ich schaute zu, wie sie nach den Schüssen zusammensanken und von ihrem fürchterlichen Dasein erlöst waren.
Tief atmete ich durch.
Die Frauenstimme hinter mir traf mich fast wie ein Schock. »Gratuliere, John, das waren die Letzten!«
Ich drehte mich nicht einmal um, das war einfach nicht möglich. Stattdessen fragte ich: »Jane?«
»Sicher.«
»Nicht nur sie, John, auch ich.«
Da endlich fuhr ich herum, sah Jane und Glenda vor mir stehen wie zwei Frauen, die einem Märchen aus 1001 Nacht entsprungen zu sein schienen.
Plötzlich war alles andere vergessen. Ich schaute in die lächelnden Gesichter und sah dort das Schimmern ihrer völlig normalen Zahnreihen. Sie hatten sich noch wehren können, und das Schwert mit der blutigen Klinge in Janes rechter Hand sagte mir genug.
Sie also hatte den Mann geköpft!
Wir fielen uns in die Arme. Sekundenlang überließen wir uns den Gefühlen des Glücks, bis Jane Collins einen bestimmten Satz sagte, der mich aus dieser Stimmung brutal hervorriss.

»Will Mallmann ist auch hier!«

***

Mit einem heftigen Fußtritt hatte Suko eine verschlossene Tür aufgesprengt und befand sich nun innerhalb des Hauses, dessen Einrichtung auf ihn einen so ungewöhnlichen und fremden Eindruck machte. Er nahm die Geräusche wahr, er sah das Licht, das in den Gängen und Fluren ein seidiges Schimmern hinterließ, aber er entdeckte keine Menschen oder menschenähnliche Wesen.

Allein schritt er über einen Teppich hinweg, der seine Schritte unhörbar machte.

Er ging den Gang durch, bis er ein bestimmtes Ziel erreichte, dass hinter einer wunderschönen Tür lag.

Es war das große Bad!

In seinen Ausmaßen und seiner Einrichtung hätte es auch einem mehrfachen Millionär zur Ehre gereicht. Alles sah sehr kostbar aus, sogar das Wasser im Pool zeigte die Klarheit von Kristall.

Es gab an den Rändern des Pools Spuren. Pfützen, die noch nicht verdunstet waren, aber einen Hinweis auf Blutsaugerinnen fand der Inspektor nicht.

Er wollte auch nicht lange bleiben und nach der Umrundung des Pools verschwinden. Seine Blicke suchten den Raum ab. In der rechten Hand hielt er die Beretta. Die Dämonenpeitsche hatte er ausgefahren und umgekehrt in den Gürtel gesteckt. Auch sie war eine perfekte Waffe gegen die tödliche Vampirbrut.

Wunderschöne Wände. Kostbare Mosaiken, hier war an nichts gespart worden, alles vom Kostbarsten. Auch die Decke mit den großen Gemälden.

Das Wasser wurde auf einer bestimmten Temperatur gehalten. Dampfschwaden verteilten sich über der Oberfläche wie dünne Wolken, die sich an der glasklaren Flüssigkeit festzuklammern schienen.

Plötzlich hatte Suko das Gefühl, nicht mehr allein zu sein. Er blieb stehen, drehte sich um, sah niemand.

Dennoch…

Dann hörte er die Stimme. Etwas verzerrt, aus einem Lautsprecher dringend.

»Ich grüße dich, Inspektor!«

Suko war nicht so leicht zu überraschen, aber mit dieser Wandlung hatte er nicht gerechnet.

Die Stimme kannte er. Sie gehörte einem früheren Freund, der seit einiger Zeit zu ihren Todfeinden zählte.

»Mallmann!«

Suko hörte das Lachen. Es hallte durch die Schwimmhalle.

Anschließend folgte die Bestätigung.
»Ich bin es tatsächlich. Überrascht?«
»Jetzt nicht mehr. Außerdem haben wir uns schon so etwas gedacht. Ist dein Plan aufgegangen?«
»So gut wie.«
»Dann leben Jane und Glenda noch normal.«
»Nicht mehr lange.«
»Abwarten, Dracula II. Wie wäre es denn, wenn du dich mal zeigst, damit wir uns Mann gegen Mann gegenüberstehen? Wäre doch was, wo du doch auf deine Unbesiegbarkeit so stolz bist.«
»Für mich ist es nur wichtig, dich hier zu sehen. Ihr seid meiner Spur gefolgt. Ich möchte hier vier Fliegen mit einer Klappe schlagen. Ich habe das Paradies übernommen. Der Sultan ist nicht mehr, jetzt herrsche ich in den Felsen.«
»Schon gut. Wir sind hier, dann…«
»Ich werde kommen, Suko, bestimmt sogar. Vorher muss ich noch eine Kleinigkeit erledigen.«
»Und was, bitte?«
»Lass dich überraschen.«
Die letzten Worte waren kaum verklungen, als in Sukos Nähe eine Tür aufgeschoben wurde.
Aus ihr trat ein Mann!
Selbst Suko, der einiges gewohnt war, bekam einen Schreck, als er diese Gestalt sah.
Monster oder Mensch?
Wahrscheinlich war der Glatzkopf beides. Ein Muskelpaket, das sich nicht allein auf seine Kraft verließ, sondern auch auf die Peitsche, die er lässig wie einen Staubwedel schwang, als er langsam auf den Inspektor zuschritt…

***

Suko hätte kurzen Prozess machen können, aber er ließ die Beretta stecken. Zudem hatte er entdeckt, dass dieser Kerl kein Vampir war. Jedenfalls hörte er ihn atmen.
»Wer bist du?«, fragte Suko.
Das Mensch-Monstrum schien die Frage durchaus verstanden zu haben. Es antwortete mit einem Satz. »Mongo Pasha!«
»Okay, Mongo, du willst den Kampf, nicht?«
Suko erhielt keine Antwort. Der andere stampfte auf ihn zu. Die Bewegung war kaum zu sehen, aber die Peitschenschnur flog plötzlich in die Höhe und wirbelte wie eine böse Schlange auf den Inspektor zu, der gar nicht so schnell wegkam, der auch nicht mit der Länge dieser Peitsche gerechnet hatte. Zwar zuckte er noch zurück, wurde aber trotzdem erwischt. Ein beißender Schmerz durchzuckte Suko in Höhe

des Bauchnabels. Ihm war klar geworden, dass die Peitschenschnur es geschafft hatte, sogar die Kleidung zu durchtrennen und bis auf die Haut durchzukommen.

Suko musste sich etwas einfallen lassen, denn Mongo Pasha hatte jetzt alle Rücksichten fahren lassen. Er benahm sich wie ein Mensch, der killen wollte.

Suko befürchtete, von der verdammten Peitsche am Kopf getroffen zu werden, was fatal gewesen wäre, und er warf sich nach links auf das Poolwasser zu.

In der Luft erwischte ein Hieb seinen Schuh und hämmerte ein Stück des Absatzes weg.

Dann schlug das Wasser über ihm zusammen. Hier war er erst einmal relativ sicher, denn das Wasser würde den Peitschenhieben den entsprechenden Widerstand entgegensetzen.

Er tauchte unter.

Einen zweiten Schatten sah er ebenfalls in seiner Nähe. Mongo Pasha hatte nicht erst abgewartet, bis Suko wieder auftauchte, er wollte seine blutige Arbeit gleich im Pool erledigen.

Der Inspektor stieß auf ihn zu. Ehe Mongo Pasha sich versah, umklammerte Suko mit beiden Händen die Fußknöchel des Mannes, so fest er konnte.

Er selbst hatte zuvor tief eingeatmet, konnte noch Luft anhalten, der andere eventuell nicht. Deshalb versuchte Suko auch, ihn auf den Grund zu zerren.

Er hatte die Kraft des Haremswächters unterschätzt. Mongo Pasha war nicht zu bremsen. Er wollte frei sein, und er begann mit einer Kraft zu strampeln, die auch der Widerstand des Wassers kaum bremsen oder abschwächen konnte.

Suko schaffte es nicht, den Griff zu halten. Um nicht umhergezerrt zu werden, musste er ihn einfach loslassen. Das tat er und drehte gleichzeitig unter Wasser eine Rolle rückwärts, um sich aus der unmittelbaren Reichweite des Mannes zu bringen.

Suko wusste nicht, in welch einer Beziehung dieser ungewöhnliche Mensch zu Mallmann stand.

Suko ging davon aus, dass er zum Harem gehörte und so etwas wie ein Wächter war. Der Häuptling aller Eunuchen.

Mit mächtigen Kraulbewegungen schwamm Suko unter Wasser weiter. So lange, bis er den grauen Schatten der Bassinmauer vor sich entdeckte, dann hochkam, sich an der Oberfläche umdrehte und die Luft tief in seine Lungen saugte.

Mongo Pasha war relativ weit entfernt, was sich schnell änderte, denn er schwamm mit mächtigen Bewegungen auf Suko zu. Sein Kopf hüpfte dabei aus den Wellen, und er hatte sich den Stiel der Peitsche zwischen die Zahne geklemmt.

Suko legte sich auf den Rücken, bewegte nur die Beine, wollte die Beretta ziehen, als Mongo Pasha so hastig wegtauchte, als hatte er die Absicht erahnt.

Suko ließ die Waffe stecken. Die Gefahr für ihn hatte sich verdichtet. Er wusste, wie rasch sich dieser Mensch auch im Wasser bewegen konnte.

Bevor Suko seinen Standplatz gewechselt hatte, schäumte vor ihm das Wasser auf, dann erschien der Kopf wie ein monsterhafter Ball. Auch die Peitsche war da. Sie schwebte über Sukos Haaren und würde im nächsten Augenblick nach unten rasen.

Der rechte Arm des Inspektors schnellte hoch. Die scharfe Seite der Peitsche rasierte noch durch seine Haare, spaltete die Kopfhaut, drang aber nicht ein, so dass es beim Brennen blieb. Suko hatte seine Faust in die Achselhöhle des Mensch-Monsters gedroschen und den brutalen Hieb somit ablenken können.

Mongo Pasha warf sich zurück. Er bekam noch einen Tritt ab, knurrte unwillig, was in einem Sprudeln endete, als ihm das Wasser in den Mund drang.

Mit beiden Fausten drosch Suko auf den Leib des Mannes und drückte ihn unter Wasser.

Mongo Pasha verlor für einen Moment die Übersicht. Suko erkannte es an den unkontrollierten Bewegungen, die sehr langsam wirkten, und er sah sich auf der Siegerstraße. Für ihn war wichtig, dass er den Mann entwaffnete. Wenn Mongo Pasha dazu kam, einen Treffer anzubringen, war es um Suko geschehen.

Er kam wieder hoch.

Suko schlug zu. Seine Faust rutschte ab. Die Knöchel rasierten über das Ohr hinweg, und Mongo Pasha brüllte auf wie ein wütender Stier. Dann schlug er mit dem Peitschenstiel zu.

Suko konnte ausweichen, aber Mongo Pasha nutzte die Chance, um sich abzusetzen.

Er schwamm sehr schnell und erreichte den Beckenrand vor dem Chinesen. Als Sukos Hand anschlug, war Mongo Pasha schon aus dem Wasser geschnellt und jagte mit langen Sätzen davon, die Peitsche hinter sich herschleifend.

Tropfnass stand Suko am Becken, als er das harte Zuschlagen einer Tür hörte. Von seinem Gegner war nichts mehr zu sehen.

Er spürte das Brennen auf dem Kopf und am Bauch. Diese Peitsche war ein höllisches Instrument.

Aber Mallmann hatte sich verrechnet. Es war Mongo Pasha nicht gelungen, den Inspektor zu vernichten. Im Gegenteil, der Kerl war sogar geflohen.

Ein Zeichen für erste Auflösungserscheinungen?

Suko schüttelte sich und wrang das Wasser aus der Kleidung. Um

Mongo Pasha zu folgen, brauchte er nur der nassen Spur nachzugehen, die der Mann hinterlassen hatte.

Schon bald erreichte Suko die Tür, trat sie auf, blieb vorerst draußen, ohne allerdings den menschlichen Riesen entdecken zu können. Er war durch einen Gang gelaufen und hatte keine Spuren mehr hinterlassen, denn ein Teppich lag wie ein breiter Streifen auf dem Boden und hatte die Nässe aufgesaugt.

Suko fand noch mehrere Türen, die er öffnete, in die entsprechenden Räume hineinschaute, aber nichts mehr sah.

Auch Mallmann ließ sich nicht blicken. Allmählich kam Suko dessen Stimme vor wie eine Spukerscheinung.

Durch ein offenes Viereck betrat er den Garten. Genau dort, wo der Wildcat stand, hatte sich eine helle Insel gebildet. Die meisten Laternen standen noch, nur zwei waren durch den heranfahrenden Wagen halb umgefahren worden, was Suko erst jetzt auffiel. Während der Fahrt hatte er es nicht bemerkt.

Ohne es eigentlich zu wollen, schaute er in die Höhe. Dicht über dem Ende des Lichtkreises entdeckte er eine Bewegung.

Ein großer Schatten wirbelte durch die Luft und stieß hinein in die Dunkelheit.

Suko hatte die Hand auf die Beretta gelegt. Es war zu spät, er konnte den Schatten nicht mehr treffen und war durch ihn daran erinnert worden, dass es noch einen Gegner mehr gab. Einen, der Eric Donati auf dem Gewissen gehabt hatte.

War dieser Schatten Will Mallmann? Vampire können sich in gewaltige Fledermäuse verwandeln und davonfliegen. Das alles wusste Suko. Damit musste er rechnen.

Auf einmal hörte er Stimmen. Sie hallten durch den Garten. Da sprachen zwei Frauen und ein Mann.

Über Sukos Gesicht huschte ein Lächeln, als er die Worte hörte und wusste, wer sie gesprochen hatte.

Jane und Glenda waren gefunden worden.

Noch immer nass wandte er sich nach rechts, hielt sich aber in Deckung, weil er die beiden überraschen wollte.

Sie standen zusammen mit John Sinclair, beratschlagten und sprachen auch über Suko.

»Wenn ihr mich sucht«, meldete sich dieser, »braucht ihr nur die Augen zu öffnen.«

Mit diesen Worten trat der Inspektor aus seiner Deckung hervor, hörte die Jubelschreie, bevor ihm zwei Frauen in die Arme fielen und ihn fast zu Boden gerissen hätten, so stürmisch fiel die Begrüßung aus.

***

Wir alle gehörten nicht zu den heurigen Hasen. Die Zeit der ersten

Euphorie war schnell um, der Realismus hatte uns wieder. Ich zeigte Suko, was mit den Vampiren geschehen war.

»Du hast sie alle, John…?«

»Ja.«

Er schlug mir auf die Schultern. Ich hatte die Antwort zögernd gegeben, vielleicht wollte er mich auch trösten. »Ist doch klar, Junge, ich hätte es wohl nicht anders gemacht.« Dann schaute er mich an. »Hast du Mallmann gesehen?«

»Nein, gehört.«

»Wieso?«

»Schau mich an, John.«

»Du bist ja nass!«, rief Glenda, die mit Jane zusammen herangetreten war.

»Nicht grundlos, denn ich habe ein unfreiwilliges Bad im Pool genommen.«

Suko begann mit seinem Bericht. Den beiden Frauen war Mongo Pasha ein Begriff. Sie erzählten, dass er ihnen das Leben gerettet hatte.

»Bestimmt nicht ohne Eigennutz«, sagte ich. »Ihr solltet für den Sultan sein, nicht?«

»Wahrscheinlich mehr für Mallmann«, sagte Jane.

»Womit wir beim Problem wären. Er und die Wächter sind noch übrig. Vampire.«

»Alle?«, staunte Glenda.

»Ja.«

Ich hatte ihnen bisher nichts von unserer Entdeckung am Rand des Grundstücks erzählt. Das holte ich nach und sah, wie sie noch bleicher wurden.

»Habt ihr einen Plan?«, wollte Jane wissen.

»Nein!«, antwortete Suko noch vor mir. »Und wenn wir einen gehabt hätten, er wäre jetzt null und nichtig.«

»Wieso?«

»Hört mal.«

Ein fernes, ratternd klingendes Geräusch durchdrang die Stille des Gartens.

»Da fährt jemand«, sagte Glenda.

»Richtig. Und zwar in einem Lastwagen. Verdammt, wir hätten die Reifen zerstechen sollen.«

»Man kann nicht an alles denken«, sagte Suko. Er scheuchte die Frauen hinter mir her, denn ich befand mich bereits auf dem Weg zu unserem Beutewagen.

Glenda und Jane fanden im Fond Platz. Die Türen standen noch offen, als ich bereits startete. Ich ahnte, dass uns Will Mallmann wieder einmal hereingelegt hatte, wollte es aber nicht wahrhaben und gab Vollgas.

Wieder rauschten wir durch den Garten, ohne Rücksicht auf die Schönheit der Umgebung nehmen zu können. Oft genug spritzte das Wasser der künstlichen Teiche fontänenartig auf. Die Lichtlanzen der Scheinwerfer tanzten einen zuckenden Wirbel und gaben der Umgebung eine surrealistischen Anstrich.

Glenda und Jane redeten über ihre Gefangenschaft und auch über Mallmanns Pläne. Ich hörte kaum hin und konzentrierte mich auf das Fahren.

Wir kamen durch, und wir sahen, was in der Zwischenzeit geschehen war.

Die Stelle, an der der Truck gestanden hatte, war leer. Ich fuhr trotzdem eine Runde. Das Licht strahlte weit in die Finsternis, doch es blieb bei der Enttäuschung. Der Lastwagen war verschwunden.

Ruckartig bremste ich ab, öffnete die Tür und stieg aus. Suko und die Frauen folgten. Mit in die Seiten gestützten Händen stand ich da und ließ meinen Blick kreisen.

»Nichts, Freunde, nichts mehr da.«

»Bleiben nur noch die Vampire«, sagte Jane.

»Bist du sicher?«

»Du nicht, John?«

»So ist es.«

»Dann kommt mit.«

Es waren nur wenige Schritte bis zu dem kasernenartigen Bau, dem grauen Viereck zwischen den dunklen Steinen und der mit Staub belasteten Luft, die so bitter schmeckte.

Bitter stieß mir auch die Tatsache der weit geöffneten Tür auf. Neben mir zeichnete sich Janes Gestalt ab. »Ich schätze, John, dass du leider Recht gehabt hast.«

»Bestimmt.«

In der offenen Tür blieb ich stehen. Sie wies keine Zeichen einer Beschädigung auf.

Auf Nummer sicher wollten wir trotzdem gehen, als wir diesen Bau betraten. Das Licht unserer kleinen Lampen und die Öffnungen der Pistolenmündungen zeichneten unseren Weg nach, der uns nach rechts führte, denn die Baracke bestand praktisch aus einem einzigen großen Raum, in dem sie sich aufgehalten hatten.

Ich dachte an die schrecklichen Szenen, die wir gesehen hatten, an das Kriechen der Vampire und an ihre verzweifelten Bemühungen, durch die Fenster zu klettern, was letztendlich nichts eingebracht hatte.

Kein Untoter war zu sehen. Aber wir spürten deutlich, dass sie hier gewesen waren. Der Geruch hing noch in der Luft wie unsichtbare Tücher. Es war der Gestank nach Moder, nach altem Blut, und auch die Flecken auf dem grauen Boden sprachen Bände.

»Weg«, sagte Suko. »Verdammt noch mal. Da hat Mallmann seine Armee aus Untoten mitgenommen.«
»Und wohin?«, hauchte Glenda.
»Das weiß nur er selbst.«
Jane trat mit dem Fuß auf. »Habt ihr denn keinen Verdacht? Irgendeinen Hinweis?«
»Nein.«
»Es sei denn, John«, sagte Suko, »dass Mallmann und dieses fliegende Monster etwas miteinander zu tun haben. Das könnte doch möglich sein oder?«
Ich runzelte die Stirn. »Glaubst du etwa, dass beide ein und dieselbe Person sind?«
»Das habe ich damit nicht gesagt. Aber ich mache mir meine Gedanken, ehrlich.«
Ich leuchtete noch einmal nach. Es gab keine Spuren. Mallmann hatte sie geholt, auf die Ladefläche des Trucks geschafft und war mit ihnen in der Wüste verschwunden.
»Sollen wir sie suchen?«, fragte Suko.
Ich hob die Schultern. »Ich weiß nicht, ob das Sinn hat. Am besten wäre es, wenn wir erst einmal für unsere Sicherheit sorgen.«
»Der Jeep ist doch schneller!«, rief Glenda. »Ich - ich bin dabei!«
»Aber wir kennen das Gelände nicht. Ich nehme an, dass sich Will Mallmann zuvor genau orientiert hat. Er wird auch in der Dunkelheit fahren können und sogar noch ohne Licht.« Ich lächelte und streichelte Glendas Wange. »Aber wir haben den Hubschrauber.«
»Du willst fliegen?«
»Ja.«
Sie schaute mich so skeptisch an, dass ich zunächst lachen musste und sie anschließend beruhigte.
»Keine Sorge, Mädchen, oben ist noch niemand geblieben.«
»Ja, ich weiß, runter kommen sie immer. Fragt sich nur, wie sie das schaffen.«
»Werden wir schon sehen«, murmelte ich und verließ als Erster die widerlich stinkende Baracke.
Der Hubschrauber stand noch dort, wo wir ihn verlassen hatten. Jane hoffte lautstark, dass er auch voll getankt war.
Ich öffnete die Tür und gab die Antwort über die Schulter hinweg. »Bestimmt. Du darfst nicht vergessen, dass der Sultan ihn als Fluchtfahrzeug vorgesehen hat. Dabei lässt man sich normalerweise auf kein Risiko ein.«
»Wie du meinst.«
Ich besetzte den Pilotensitz, Suko den des Co-Piloten. Wir konnten beide einen Hubschrauber fliegen.
Der Motor lief bereits. Der Tank war voll.

Ich beruhigte die beiden Frauen, die noch wissen wollten, wie weit wir wohl kommen würden.

»Vielleicht bis Spanien.«

»Über das Gebirge?«

»Ja.«

»Na, denn viel Spaß.«

»Keine Sorge, es wird bestimmt ein interessanter Flug.«

»Bei euch als Piloten immer«, meldete sich Glenda.

Suko drehte sich um. »Klar doch. Wer hat schon das Vergnügen, zwei Haremsdamen fliegen zu dürfen.«

»Hör auf, sonst sorgen wir dafür, dass du den Rest deines Lebens als Eunuch verbringen wirst.«

»Keine leeren Versprechungen.«

»Ich will starten!« Mein Satz beendete die lockere Diskussion, und über unseren Köpfen begannen sich die großen Rotorblätter zu drehen. Die kleineren, am Heck des Hubschraubers, stimmten in das Geräusch mit ein. Ich brachte die Maschine nur langsam in die Höhe und hörte Janes Bemerkung.

»Damit wollen wir über die Berge?«

Eine Antwort gab ich ihr nicht. Nur Suko meinte: »Steig doch aus und motze draußen weiter.«

Ich verkniff mir ein Grinsen. Durch die Scheibe konnte ich den Himmel und das Meer der Sterne sehen, wobei ich den Eindruck hatte, als würde ich diesem prächtigen Panorama entgegensteigen, um von ihm verschluckt zu werden.

Natürlich dachte ich auch an Mallmann und an seine kleine Armee aus Untoten. Sie aber mussten sich tief unter uns bewegen, während wir in Richtung Norden flogen, wo sich die mächtigen Kämme des Atlas-Gebirges abzeichneten.

Man konnte schon Angst vor ihnen bekommen, weil sie wie eine kompakte Mauer wirkten, über die es kaum ein Hinwegfliegen gab. Es sah so aus, als würden wir irgendwann gegen die mächtigen Felsflanken stoßen und daran zerschellen.

Allmählich gewann die Maschine an Höhe. Die erste Aufregung hatte sich bei mir gelegt. Ich gewöhnte mich allmählich an den Flug, auch wenn ich es nicht immer schaffte, die Maschine ruhig zu halten.

Die Wüste hatte Mallmann verschluckt. Sie mussten sich tief unter uns bewegen, wobei wir nicht einmal wussten, welchen Kurs sie eingeschlagen hatten. Suko und ich gingen davon aus, dass er in diesem Land noch Helfer oder einen zweiten Stützpunkt besaß.

Die Berge rückten näher. Damit auch der Schnee und das Eis. Im Mondlicht hatte es eine wunderschöne Farbe bekommen. Der Grund schimmerte in einem tiefen Blau mit grauen und hellen Schattenstreifen.

Die Eisflächen spiegelten sich, als wären sie poliert worden.

»Die werden wir schaffen«, sagte Suko. Er nickte lässig in Richtung Berge.

Da schrie eine der Frauen vor Schreck auf.

»Was ist los?« Suko fuhr herum.

»Ein Monster ist da! Ein Schatten!«

Mehr brauchte Jane Collins nicht zu sagen, denn einen Moment später sahen auch wir das Gebilde, das vor unserem Sichtfenster erschien.

Große Flügel, versehen mit Knochenhänden. Dazwischen ein Kopf, kein Skelettschädel, dafür ein Gesicht.

»O Scheiße!«, sagte Suko. »Das ist Mongo Pasha…«

***

Mallmann hatte seinen letzten Trumpf ausgespielt und es tatsächlich geschafft, uns zu überraschen, denn mit dieser Begegnung, hatte keiner rechnen können.

»Wieso?«, schrie ich.

»Ich weiß es nicht, John. Ich weiß es wirklich nicht. Er hat sich nicht so verhalten wie ein Vampir. Vielleicht haben wir es bei ihm mit einer neuen Art von Blutsauger zu tun. Du kennst doch Mallmann. Der ist keinem Experiment abgeneigt.«

Das war er nicht. Es lag auch auf der Hand, dass dieses Monstrum es schaffen konnte, den Hubschrauber zum Absturz zu bringen, wenn es hineinflog in die Rotorblätter.

Noch schwebte es vor uns. Ein gewaltiges Gebilde, das selbst bei unserem Tempo mithielt und sich dabei veränderte. Die Gesichtshaut verschwand plötzlich, als wäre sie von geheimnisvollen Händen abgezogen worden.

Der Skelettschädel glotzte uns an.

»Jetzt ist er fertig«, sagte Suko.

»Und?« Ich hatte Mühe, die Maschine auf einer Höhe zu halten, denn ich spürte das innerliche Zittern, das sich allmählich auch nach außen übertrug.

»Ich hole ihn mir!«, sagte Suko.

»Was willst du?«

»Ihn holen.« Er hatte sich schon losgeschnallt. »Flieg nicht mehr weiter, John! Versuche, die Maschine in der Luft zu halten. Das ist die einzige Chance.«

Was mein Freund vorhatte, war lebensgefährlich, aber die einzige Möglichkeit.

Mir dauerte es viel zu lange, bis ich es geschafft hatte, den Hubschrauber in einer Höhe zu halten.

Die beiden Frauen hinter uns sagten nichts, sie drückten nur die

Daumen oder beteten.
Auch das fliegende Grauen stand jetzt. Ich wusste, dass sich in den folgenden Sekunden alles entscheiden würde und konnte mir auch vorstellen, die Reste einer zersplitterten Scheibe ins Gesicht zu bekommen, wenn das Monster es dadurch versuchte.
Da öffnete Suko die Tür. Kalte Luft fuhr in den Hubschrauber, vermischt mit eisigem Wind. Es sah so aus, als würde er aus der Maschine fallen, als er sich umdrehte, aber er klammerte sich mit der linken Hand an einem Haltegriff fest.
Die beiden Frauen unterstützten Suko und hielten seinen linken Arm, während ich mich nur darauf konzentrierte, den Hubschrauber auf der Stelle zu halten..
Wie würde sich das Monster verhalten? Die Maschine angreifen oder Suko?
Der hing so weit aus dem Ausstieg wie möglich und hatte die Beretta gezogen.
Dann schoss er.
Ich sah die Mündungsblitze aus den Augenwinkeln, hörte das heftige Atmen der Frauen sah, wie ein Silbergeschoss in die linke Schwinge hieb und dort ein Loch hinterließ.
Das war nicht alles, denn das geweihte Silber sorgte bereits für eine Schwächung des Monsters, denn es fing plötzlich an zu flattern, kippte etwas weg, wobei der Flügel schon verfaulte, und geriet durch diese Bewegung in eine für Suko bessere Schussposition.
Wieder feuerte er.
Und diesmal raste das geweihte Silbergeschoss in den bleichen Knochenschädel, der explodierte, als wäre eine Handgranate in seinem Maul hochgegangen.
Die Teile flogen weg. Einige prallten gegen die Scheibe, und was von dieser Gestalt in die Tiefe flatterte, wirkte wie ein Trümmerregen.
Jane und Glenda zerrten den Inspektor zurück. Suko fiel, landete rücklings neben mir auf dem Sitz und grinste breit, gleichzeitig auch erschöpft.
»Gratuliere, Alter!« Ich grinste auch.
Er lachte keuchend. »Wozu? Das gehört doch zu meinen leichtesten Übungen.«
»Du überraschst mich immer wieder.«
»Ja, und jetzt soll einer die verdammte Tür schließen!«
Das übernahmen Glenda und Jane gern.

***

Der Hubschrauber musste einen mehr als normal großen Tank haben, denn wir schafften es mit der Spritmenge tatsächlich bis nach Spanien, wo wir auf einem freien Hochplateau landeten und uns zu Fuß bis zu

einem größeren Ort durchschlugen, wo man uns anschaute, als wären wir in den frühen Morgenstunden vom Mond gekommen.

Die Polizisten mussten geweckt werden. Unsere Ausweise sahen sehr amtlich aus. Uns wurden Telefongespräche erlaubt, die wir mit London und mit Madrid führten.

In der spanischen Hauptstadt kannte ich einen Kollegen, der einigen Einfluss besaß und die Dinge schon regeln würde.

Zwischendurch frühstückten wir. Was nun geschah, war nicht mehr unsere Sache.

Gegen Mittag wurden wir abgeholt. Auch mit einem Hubschrauber, aus dem mehrere Personen stiegen. Alle trugen Uniformen. Wir wurden zwar nicht verhört, mussten jedoch ein mehrseitiges Protokoll abgeben, und der höchste Offizier zog ein bedenkliches Gesicht.

»Was haben Sie?«, fragte ich.

»Wir glauben Ihnen ja alles, aber…« Er strich über seinen dünnen Oberlippenbart.

»Was ist mit aber?«

»Können wir das der marokkanischen Regierung klarmachen?«

»Was soll denn das heißen?«, fragte Suko.

»Nun ja, wir kennen uns. Oder Sie sind hier in Spanien bekannt. Sollte man nicht alles so lassen, um internationale Verwicklungen zu vermeiden? Dieses Vampirnest existiert wohl nicht mehr, und wer sucht schon in diesen einsamen Wüstentälern nach? Wer könnte daran Interesse haben? Kaum jemand - oder?«

Was sollten wir dazu sagen? Mallmann war entkommen, wir hatten auch die Frauen befreien können, ein halber Sieg.

»Was ist denn mit den Toten?«, fragte Suko.

Der Offizier winkte ab. »Um die kümmern sich die Geier…«

Da war nichts hinzuzufügen. Wir verließen das Büro. Glenda und Jane trafen wir in einem kleinen Café. Sie hatten sich beide neu eingekleidet.

Als sie unseren Bericht hörten, schüttelten sie die Köpfe. Dann fragten sie nach Mallmann.

»Dracula II hat es diesmal geschafft«, sagte ich. »Es ist ihm gelungen, mit seinen Helfern zu verschwinden. Ich bin sicher, dass wir von ihm bald wieder hören werden.«

Ich erntete keinen Widerspruch. An unseren Gesichtern allerdings hätten Fremde ablesen können, dass sich keiner von uns wohl in seiner Haut fühlte…

ENDE des Zweiteilers